

Weihnacht 1944

Der Reichsführer-SS

SS-Hauptamt

Dies Buch gehört zum Schatz der Familie.

Sonntag 3.12.

Schneeflocken wirbeln um und um,
Im Garten blüht die Weihnachtsblum,
Frau Holle fährt im Dorf herum -
Schnurre, Rädchen, schnurre!

Der Mond blickt aus dem Wolkengraus,
Weist ihr den Weg zu jedem Haus,
Daß sie die Flinksten findet aus -
Schnurre, Rädchen, schnurre!

Bemerkt sie wo noch einen Schein,
Frau Holte hält und schaut hinein,
Die munter drehn, belohnt sie fein -
Schnurre, Rädchen, schnurre!

Martin Greif

Frau Holle

Eine Witwe hatte zwei Töchter, davon war die eine schön und fleißig, die andere häßlich und faul, Sie hatte aber die Häßliche und Faule, weil sie ihre rechte Tochter war, viel lieber, und die andere mußte alle Arbeit tun und der Aschenputtel im Hause sein. Das arme Mädchen mußte sich täglich auf die große Strafe bei einem Brunnen setzen und mußte so viel spinnen, daß ihm das Blut aus den Fingern sprang. Nun trug es sich zu, daß die Spule einmal ganz blutig war; da bückte es sich damit in den Brunnen und wollte sie abwaschen: sie sprang ihm aber aus der Hand und fiel hinab. Es weinte, lief zur Stiefmutter und erzählte ihr das Unglück. Sie schalt es aber so heftig und war so unbarmherzig, daß sie sprach: »Hast du die Spule hinunterfallen lassen, so hol sie auch wieder herauf.« Da ging das Mädchen zu dem Brunnen zurück und wußte nicht, was es anfangen sollte; und in seiner Herzensangst sprang es in den Brunnen hinein, um die Spule zu holen. Es verlor die Besinnung, und als es erwachte und wieder zu sich selber kam, war es auf einer schönen Wiese, wo die Sonne schien und viel tausend Blumen standen. Auf dieser Wiese ging es fort und kam zu einem Backofen, der war voller Brot; das Brot aber rief: »Ach, zieh mich 'raus, zieh mich 'raus, sonst verbrenn' ich: ich bin schon längst ausgebacken.« Da trat es herzu und holte mit dem Brotschieber alles nacheinander heraus. Danach ging es weiter und kam zu einem Baum, der hing voll Äpfel und rief ihm zu: »Ach, schüttel mich schüttel mich, wir Äpfel sind alle miteinander reif.« Da schüttelte es den Baum, daß die Äpfel fielen, als regneten sie, und schüttelte, bis keiner mehr oben war; und als es alle in einen Haufen zusammengelegt hatte, ging es wieder weit. Endlich kam es zu einem kleinen Haus, daraus guckte eine alte Frau, weil sie aber so große Zähne hatte, ward ihm angst, und es wollte fortlaufen, Die alte Frau aber rief ihm nach-. »Was fürchtest du dich, liebes Kind? Bleib bei mir, wenn du alle Arbeit im Hause ordentlich tun willst, so soll dir's gut gehn. Du mußt nur acht geben, daß du mein Bett gut machst und es fleißig aufschüttelst, daß die Federn fliegen. Dann schneit es in der Welt; ich bin die Frau Holle.« Weil die Alte so gut zusprach, so faßte sich das Mädchen ein Herz, willigte ein und gab sich in ihren Dienst. Es besorgte auch alles nach ihrer Zufriedenheit und schüttelte ihr das Bett immer gewaltig auf, daß die Federn wie Schneeflocken umherflogen; dafür hatte es auch ein gut Leben bei ihr, kein böses Wort und alle Tage Gesottenes und Gebratenes. Nun war es eine Zeitlang bei der Frau Holle, da ward es traurig und wußte anfangs selbst nicht, was ihm fehlte, endlich merkte es, daß es Heimweh war; ob es ihm hier gleich vieltausendmal besser ging als zu Haus, so hatte es doch ein Verlangen dahin. Endlich sagte es zu ihr: »Ich habe den Jammer nach Haus kriegt, und wenn es mir auch noch so gut

hier unten geht, so kann ich doch nicht länger bleiben, ich muß wieder hinauf zu den Meinigen.« Die Frau Holle sagte: »Es gefällt mir, daß du wieder nach Hause verlangst, und weil du mir so treu gedient hast, so will ich dich selbst wieder hinaufbringen.« Sie nahm es darauf bei der Hand und führte es vor ein großes Tor. Das Tor ward aufgetan, und wie das Mädchen gerade darunter stand, fiel ein gewaltiger Goldregen, und alles Gold blieb an ihm hängen, so daß es über und über davon bedeckt war. »Das sollst du haben, weil du so fleißig gewesen bist«, sprach die Frau Holle und gab ihm auch die Spule wieder, die ihm in den Brunnen gefallen war. Darauf ward das Tor verschlossen, und das Mädchen befand sich oben auf der Welt, nicht weit von seiner Mutter Haus: und als es in den Hof kam, saß der Hahn auf dem Brunnen und rief: »Kikeriki, unsere goldene Jungfrau ist wieder hie.«

Da ging es hinein zu seiner Mutter, und weil es so mit Gold bedeckt ankam, ward es von ihr und der Schwester gut aufgenommen.

Das Mädchen erzählte alles, was ihm begegnet war, und als die Mutter hörte, wie es zu dem großen Reichtum gekommen war, wollte sie der andern häßlichen und faulen Tochter gerne dasselbe Glück verschaffen. Sie mußte sich an den Brunnen setzen und spinnen, und damit ihre Spule blutig ward, stach sie sich in die Finger und stieß sich die Hand in die Dornhecke. Dann warf sie die Spule in den Brunnen und sprang selber hinein. Sie kam wie die andere auf die schöne Wiese und ging auf demselben Pfade weiter. Als sie zu dem Backofen gelangte, schrie das Brot wieder: »Ach, zieh mich 'raus, zieh mich 'raus, sonst verbrenn' ich, ich bin schon längst ausgebacken.« Die Faule aber antwortete: »Da hättest du Lust, mich schmutzig zu machen«, und ging fort. Bald kam sie zu dem Apfelbaum, der rief: »Ach, schüttel mich, schüttel mich, wir Äpfel sind alle miteinander reif.« Sie antwortete aber: »Du kommst mir recht, es könnte mir einer auf den Kopf fallen«, und ging damit weiter. Als sie vor der Frau Holle Haus kam, fürchtete sie sich nicht, weil sie von ihren großen Zähnen schon gehört hatte, und verdingte sich gleich zu ihr. Am ersten Tag tat sie sich Gewalt an, war fleißig und folgte der Frau Holle, wenn sie ihr etwas sagte, denn sie dachte an das viele Gold, das sie ihr schenken würde; am zweiten Tag aber fing sie schon an zu faulenz, am dritten noch mehr, da wollte sie morgens gar nicht aufstehen. Sie machte auch der Frau Holle das Bett nicht, wie sich's gebührte, und schüttelte es nicht, daß die Federn aufflogen. Das ward die Frau Holle bald müde und sagte ihr den Dienst auf. Die Faule war das wohl zufrieden und meinte, nun würde der Goldregen kommen; die Frau Holle führte sie auch zu dem Tor, als sie aber darunter stand, ward statt des Goldes ein großer Kessel voll Pech ausgeschüttet. »Das ist zur Belohnung deiner Dienste«, sagte die Frau Holle und schloß das Tor zu. Da kam die Faule heim, aber sie war ganz mit Pech bedeckt, und der Hahn auf dem Brunnen, als er sie sah, rief: »Kikeriki, unsere schmutzige Jungfrau ist wieder hie.«

Das Pech aber blieb fest an ihr hängen und wollte, solange sie lebte, nicht abgehen.

Der Heimkehr

Im Berglande wuchs die Kälte. Wenn sie für Tage milder wurde, fiel Schnee. Die Leute sprachen von einem harten Winter. Wer ein Heim hatte, barg sich darin, und wer auf den Wegen war, suchte einen Unterschlupf. Der Bergwall des Grimmert lag einsam und still unter dem Himmel. Seine Wälder waren verschüttet vom Schnee, Kaum ein Schatten unterbrach das weiße Leuchten, wenn die Wintersonne über ihn hinglitt. Das Wild verließ seinen Ort und wanderte den Tälern der Menschen zu. Man fand schon verendete Rehwild, das im tiefen Schnee steckengeblieben war, wenn es der Fuchs gejagt hatte. Reineke hatte gute Zeit und hielt üppigere Mahlzeiten als selbst im Sommer. Die Wildheger trugen Hafergarben an geschützte Stellen in den Wäldern und stellten Fallen auf mit gutem Köder für das Raubwild, aber sie erreichten wenig. Die Bäume, die am Pracherhofe vorüberfloß, glückte kaum noch unter den Schneebögen, die von Ufer zu Ufer hingen. Irgendein Wulst oder ein Stück Holz waren die Brücke gewesen, über die sich das weiße Polster legte.

In solchen Zeiten verlieren sich die Menschen der einsamen Waldgegenden in ihren eigenen Geschichten, die sie einander erzählen. Es sind meist alte Geschichten, die durch viele Geschlechter hindurch lebendig bleiben. Dazu kommen Geschehnisse in den Häusern und Dörfern. Es gibt Familienfeste und kleine Freuden, die inmitten von Kümernissen und Gebrechen stehen. Alles aber füllt die Tage und Nächte bis zum Erwachen in der neuen Sonne des Frühlings.

In diesen uralten Lebenskreis hinein war der Pracherburk heimgekehrt. Mit dem ganzen Glück eines vom Tode und langer Verbannung Erlösten gab er sich hinein in die Winterstille und Geborgenheit des elterlichen Hauses und in die Wärme des Hofes. Er wußte und bedachte es zunächst nicht, daß die Leute im Dorfe seine Heimkehr als ein großes Ereignis ansehen könnten, das ihnen für den langen Winter mehr Stoff zum Erzählen und Dichten schenken würde als irgendeine andere Sache. Es schien ihnen ein Wunder, und so konnte es nicht ausbleiben, daß die Leute den Pracherhof aufsuchten, um Burk zu sehen, ihn zu sprechen und sich von Rußland erzählen zu lassen.

Der erste aus dem Dorfe war der Trum. Er kam gleich am Morgen des andern Tages, noch ehe Burk aufgestanden war, das Beeketal herauf. Der Lutz war im Pferdestall und striegelte die Jungpferde, als er den Schuster heranumpeln sah. Weil Lutz in überaus fröhlicher Stimmung war, fand er es lächerlich, wie der kleine Mann draußen mit seinen krummen Beinen durch den Schnee watete, wie er von Zeit zu Zeit stehenblieb, um zu verschnaufen, und wie er wieder loshetzte, immer mit dem Kopfe nickend. Nachdem ihm Lutz eine Weile zugeschaut hatte, kam ihm das Pfeifen an; aus dem Pfeifen wurde ein Singen. Das ging schon lustig daher, als der Schuster ins Hoftor hereinstapfte. Leise schob Lutz das Stallfenster einen Spalt auf, so daß es fröhlich herausschallte:

Brickes-Trum, sieh dich um,
hast ein'n Schuh verloren!

Und als der Geschnähte stehenblieb und sich nach dem Spötter umsah, kam es noch lauter:

Ei, da steht der Esel dumm
mit den langen Ohren!

Unwillkürlich zog der Trum seinen Kopf zwischen die Schultern, und er hätte sich wohl um den Peiniger bekümmert, wenn er es nicht so eilig mit dem Burk gehabt hätte. Dazu wußte er auch, daß er doch vergebens nach dem Lutz, dem ScWingel, gefahndet hätte, denn Pferdejungen wie der Lutz sind wie Ungeziefer. Es plagt einen, aber man kriegt's nimmer, Eine Rache wüßte der Trum schon, aber die geht gegen seine Ehre. Allen Buben im Dorfe, auch dem Lutz, mißt er die Schuhe an. Mit etwas Tücke ließe sich schon manches tun. Pein gegen Pein! Aber der Trum hat seinen Stolz. Auch dem schlimmsten Lästler macht er ebene Stiefel, und keiner konnte sich beklagen. Es war so, sie liefen auf guten Sohlen im Dorfe.

Dafür hielt er mit allen, die ihn gequält hatten, später auf dem Friedhofe eine Aussprache, und dann hatte der Trum das letzte Wort. So konnte er es sich leisten, auch an dem Lutz ohne Groll vorüberzugehen. Er wollte Burk sprechen. Was wog da ein Pferdejugenspott? Darum saß er schon in der Stube am Tische, als Burk aus seiner Kammer kam. An demselben Platze saß er, an dem er früher immer seinen Krug Milch trank, den ihm die Mutter brachte. Jetzt stellte ihm die Holgert die Gaben hin, Brot und Milch. Von den Schuhen rann ihm der Schnee und bildete zwei Tümpel auf den Dielen. Alles war wie ehemals, wenn der Trum auf den Hof gekommen war. Burk sah es, und ihm war zumute, als rücke er auch durch den Trum einen Schritt näher an die Heimat heran.

Josefa Berens-Totenohl

Gang in die Zuversicht

Heute ist der Schütze Kröges zum ersten Male seit seiner Entlassung aus dem Lazarett wieder in einen Wald gegangen. Er hatte sich richtig auf diesen Winter gefreut, auf diesen ersten Gang durch einen deutschen Winterwald. Von dem letzten Winter hatte er in seinem Lazarettzimmer nur die wirren Fieberbilder von Windgespenstern und grauem Flockenschnee wahrgenommen.

Ja, Kröges hat es sich nicht verdrießen lassen, diesen Gang zu wagen, obschon er noch an zwei Stöcken lief und sich redlich mühen mußte, mit jenem Gebilde zurechtzukommen, mit dem er nach dem Rat wohlmeinender Ärzte zusammenwachsen sollte und das von tüchtigen Meistern pietätvoll als »Kunstbein« bezeichnet wird.

Dieser noch unvermeidliche Gebrauch der beiden Stöcke machte's auch, daß Kröges jedesmal stehen bleiben mußte, wenn er sich die Nase schnauben wollte. Denn das Wetter lachte nicht besonders, und die Sonne wollte sich auch nicht recht sehen lassen.

Und doch sind seine Gedanken immer vorneweg gelaufen, und er war schon zwischen kleinen Kiefern und auf weichem Schnee, als er noch über Asphalt ging.

Dort hinten, gleich im Anschluß an die beiden letzten Häuschen, weitete sich die Straße in ein glänzendes weißes Feld, dessen Ende sich in blaßgoldenem Dunste verlor. Da fühlte Kröges, wie eine Erinnerung in ihm emporkriechen wollte, sie mühte sich um Form und Gestalt - und er blieb wieder einmal stehen, jetzt aber, um seinen Gedanken zu Hilfe zu kommen. Solch ein Feld hatte er doch schon einmal gesehen!. Richtig, das warjenerTag seinerVerwundung: Und der Schütze Kröges starrt wieder als frierender Posten am MG. in einen russischen Wintermorgen mit klirrendem Wind inid einem bleichen Himmel. Altweiberne Glitzerfäden im Schein einer verfrorenen Sonne, tauschwer, belästigen Gesicht und Hände. Die Kameraden tauchen aus ihren Unterständen auf Lind verschwinden mit wär" menden Bocksprüngen

und klappernden Feldflaschen zum Kaffeefassen. Mit den Nebeln vermischt sich der bläuliche Qualm aus den Feuerstellen und Ofen ihrer Erdbehaustungen. Im Reif und Tau blendet ein Silberfeld.

»Heute früh - das glühte
ein gleißend Glitzerfeld,
die Sonne sprühte
über weiße Winterwelt«,

murmelte Kröges die wenigen Verse, die er als einzige ganz sicher beherrschte und fügte selbstherrlich hinzu: »O Sonne, Schnee - Soldatenblut!« War es nun die - ser unerwartete dichterische Versuch oder das emporquellende Empfinden noch nicht überwundenen Geschickes - jedenfalls fühlte er sich plötzlich und unerklärlich getrieben, jenem Bilde und der ihm ähnelnden Wiederholung da vorne zu entfliehen und die kleinen Kiefern und Tannen aufzusuchen, welche er gleich hinter dem weißen Felde vermutete. So setzte er sich auch sofort in Bewegung, lächelnd, als wollte er die unbeholfene Langsamkeit des Körpers vor der Ungeduld seiner Seele entschuldigen. -

Auf der kleinen Kiefer, neben der Kröges stehen blieb, lag nicht mehr viel Schnee, nur auf den Zweigkupp'en klebten noch Reste wie Schaumkleckse.

Die dünnen pergamentenen Blätter der schmalen Eiche nebenan zitterten aufgeregt und wackelten, als wenn sie sich vor ihm fürchteten. Sie kratzten und raschelten wie es allem braunen Blattwerk eigen ist, das sich steif nach unten sträubt.

Doch schließlich mußte er einmal weitergehen. Er vertraute wagemutig seinen wackligen Beinen und stapfte dorthin, wo es noch stiller und dunkler schien, wo die Bäume dichter standen. Er benahm sich eigentlich recht närrisch und albern, blieb stehen, wenp. es plötzlich knackte und ächzte, und tat erstaunt, daß dies eine Kiefer gewesen war, in der ein Windstoß hängen geblieben.

Er sah sich die ' blätterigen Baumrinden an, entdeckte in ihren Schalen ein festgeklemmtes Kiefernadelpaar, befreite es mit gespitzten Lippen, trieb Unsinn mit seinem neuen Fuß, klopfte mit ihm an Baumstümpfen herum, ließ ihn rechts und links an einem glatten, dickköpfigen Stein hinunterrutschen, den er erst seiner weißen, fetten Schneekappe beraubte, pendelte hinter den Fährten von Reh und Kaninchen her und ließ sich von ihren Betten anlocken, die unter tiefhängenden Zweigen weich und braun hervorlugten. Rot leuchtete ihn eine Kiefer an, von der die Rinde abgefressen war und dickschalig auf dem Schnee lag.

Hier wurde es nun hell, denn eine mächtige Eiche hart,- sich die enge Nachbarschaft der Nadelbäumchen vom Halse zu schaffen gewußt, und in den respektvollen Kreis fiel das winterbleiche Licht hinein. Da huschte und piepte es klagend und zagend an ihm vorbei, so fein, als wenn ein Geigenbogen versehentlich hinter den Steg auf eine Saite rutscht. Und Kröges sah auch schon mit schiefem Kopf und halboffenem Munde dem Gehüpf und Gekreise des Goldhähnchens um Stamm und Äste zu. Wiiiht, wiiiht! -

Da stand er nun, der Schütze Kröges, und wollte sich gerade seines albern und nutzlosen Benehmens hier inmitten eines weißen, einsamen Waldes schämen, als ihm einfiel, einmal einen Satz gelesen zu haben, in dem die Schwärmer und Träumer als Menschen der Tat am glücklichsten von allen gepriesen werden.

Wie, war das nicht auch eine Tat, dem Teufel von der Schaufel gesprungen zu sein, als dieser ihn schon am Bein gepackt hatte? Und, so freute sich Kröges, er war doch keinen Augenblick nach seiner Verwundung lebensüberdrüssig geworden. Er hatte nie gemeint, daß es sich nicht mehr lohnte, mit anderthalb Beinen noch weiterzuleben. ja, das hätte- man ihm einmal früher sagen sollen, daß er noch zufrieden sein würde, wenigstens so davongekommen zu sein. Er hätte jeden dieser Weissager ausgelacht und nie geglaubt, noch einmal lernen zu können, sich über jede verbliebene Schaffenskraft zu freuen. Und, nicht wahr, um dieses Noch-etwas-leisten-können lohnt es sich schon, recht dankbar, zu sein.

Und konnte man nicht auch zufrieden sein, trotz allen, wieder in einem deutschen Walde zu stehen? Ja - wenn Kröges nur nicht zu jenen wenig Selbsthaften, zu jenen Unruhigen der Seele gehört hätte! Und doch - es war schön hier im Walde, und mit einem Male kam eine große Zuversicht in ihm auf aus der Gewißheit über die unverändert gebliebene Art seines Herzens. So ergriff auch er freudig den Trost aller, die für die Zeit ihres Lebens dem unersetzlichen Erlebnis der Front verfallen bleiben- und doch entsagen müssen.

Und sollte er sich nicht freuen können? Sieh einmal an, es schneit fast. Schnee wie Staub, den man nur in Sonnenstrahlen sieht.

Walter Hohmüller

Winter in der Au

Schwer rückt der Schlitten durch den hohen Schnee.
Hier hat uns niemand eine Spur gefahren.
Verwehte Wäldchenwelt, wohin ich seh,
darin der Gleitflug schwarzer Krähenscharen.
Die Auebüsche stehen dicht und schlank;
wo müd der winterblaue Sonnenball
ins schneeeerfüllte Nest des Dickichts sank,
verglüht des Reifes blitzendes Kristall.

Gewaltige Auenwolke hüllt das Pferd; o
es prustet's fröhlich in den weißen Flaum.
Sein harter Huf tritt sanft und ungehört;
das Glockenspiel klingt hell im stillen Raum.
Nun streifen Zweige sprühend unser Ohr.
Besinnlich hält der Ripp' ein wenig an.
Da - aus dem dunklen Unterholz hervor
sprudelt übers Schneebrett lautlos ein Fasan.

Weihnachtsbäume

Die Weihnacht ist immer ein Fest der Kinder gewesen und also eine Feier des Gemütes. Darf aber, da wir mancherorts zuviel Ruinen sehen, die Seele sich fürchten, ein Freund des Gemütes zu sein? Die Ideale, um die wir ringen und um deren willen wir verfolgt werden, sind letztlich alle Gemütswerte.

Vor Monaten ist in unserer Heimat ein kleines, aber doch erregendes Bild vor dem flammenden Horizont des großen Schicksals geschehen: Eine greise Frau saß neben der Ruine ihres Hauses, das immer noch glühte. Tränenlos starrte die alte Mutter, ihre Augen suchten die knisternden Stockwerke, ein Zimmer fiel ins andere, es gab keine Rettung mehr für diese Herberge eines ganzen Lebens. Die Frau wußte es und wartete seit Stunden.

Einige Männer, die allerwärts halfen, traten zu ihr. Auf die Frage, ob der Koffer, auf dem sie sitze, ihre einzige Habe sei, nickte die Frau, dann zog sie noch ein Lichtbild aus dem Wolltuch, das ihre Schultern hüllte; auf dem Bild war die Familie zu sehen mit Kindern und Enkeln, ein Andenken an innige Tage. Mehr war ihr nicht geblieben als der Koffer und das Bild? Sie nickte abermals. Ihr Gesicht hatte viel Ruhe, viel unerklärliche Gelassenheit; und die Hand, die das Familienbild hielt, tat eine Geste, als wollte sie die Fragenden beiseite schieben, daß sie nicht länger den Blick zum brennenden Haus behinderten. Die Männer fühlten es, also willfahrten sie, hatten aber die Pflicht, der Einsamen weiteren Beistand zu leisten: Da die Mutter allein war, sollte sie mitkommen, daß für sie gesorgt werde, und da sie aufstand, sah man erst, daß sie keine Schuhe hatte, die bloßen Füße waren verbrannt und sahen zerschnitten aus.

Einer der Helfenden hob die Verlassene auf seine Arme, und er trug sie gern. Als der andere den Koffer nehmen wollte, meinte sie besorgt, das Gepäck sei schwer, der vielen Kleider und der Wäsche wegen habe die Last ihr Gewicht; - aber der Helfende mochte beinahe heiter sein, für einen Augenblick, für einen Herzschlag nur: Leicht sei alles, federleicht, sagte der Mann, als der Koffer sich öffnete, so daß man seinen Inhalt gewahren konnte: Kein Kleid, kein Faden Wäsche ließ sich blicken, aber eine glitzernde Fülle von Glaskugeln und Metallfäden war zu erkennen: Die Frau hatte in der Eile nach dem Kasten mit Baumschmuck gegriffen, obwohl die Weihnacht noch weit war und die Familie, vom Wirbel des Krieges verstreut, sich da und dort in den Gauen der Ferne befand. - Dann trug man die Einsame weiter, bis sie nach einigen Schritten sagte, das Haus sei hin, sie habe schon als Braut dort gewohnt, und auf Weihnachten wäre es immer am schönsten gewesen, besonders zuletzt, nämlich der Kinder und Enkel wegen. Zuweilen blickte sie nach dem Koffer, ob er noch da sei. Litt sie keine Schmerzen? Ihr Gesicht zeigte wieder viel Ruhe, viel unerklärliche Gelassenheit, und die Hand, die nun zitterte, schloß sich zu einer - Faust. Zum ersten Male diese Faust in einem Leben voller Sorge und Lust, zum ersten Male so viel Groll in einem Dasein, das zwar den Wechsel von Glück und Betrübnis maßvoll gekannt hatte, heute aber vor einem Unmaß erschrak, wie es der Seele bis dahin verborgen geblieben war.

Die Männer dachten manches, was sich ihren Worten versagte. Also schwiegen sie. Und die Mutter erlöste sich von neuem, diesmal mit anderen Erinnerungen, die der Gedanke an den schimmernden Baumschmuck aus der Tiefe eines bitter verletzten Gemütes gleichsam zutage förderte. Wissen müsse man, sagte sie, daß sie eine von den vielen Müttern gewesen sei, die im Dezember 1918 an der Straße standen, als die Engländer in die Stadt rückten. Gefroren hätten die fremden Soldaten, gefroren und gehustet, daß man sich habe erbarmen müssen. Nun ja, wir hätten den Weltkrieg weder

gewollt noch gewonnen, so meinte sie weiter, aber als Mutter, nicht wahr, als Mutter habe man den Fremden heißen Malzkaffee in den Becher schenken dürfen, und die Frierenden wären auch erquickt gewesen. Der Trunk habe die Erstarreten aufgetaut, - doch zwei Tage später wäre sie von ihnen aus dem gleichen Hause verjagt worden, das man heute, nach 25 Jahren, mit Phosphor übergöß...

»Habt ihr den Koffer noch? Tragt ihn vorsichtig!«

Unseliges Gernüt. Kann man es abtun wie etwas Nutzloses? Wieder schloß sich die rechte Hand zur Faust. Zum zweiten Male in einem Leben 'voller Glück und Enttäuschung.

So einfach die Klage der Enterbten klang, so gering ihr Erlebnis sein mochte im Kreis des Ungeheuren, das sich tat in der Welt, so viel Großes ließ sich wiederfinden im kleinen Spiegel der Dinge. Dem einen mag das Wort der Mutter zu rührend scheinen, dem andern ihre Faust zu harmlos - uns kümmert die Begegnung alles Ungeheuren sich auch im kleinen Beispiel seiner Vorgänge erkennen läßt: Ein Baum hat viele Zweige, das Meer speist sich aus Bächen, und was wäre das Firmament der Schöpfung ohne das einzelne Gestirn, das, genau betrachtet, oft erhabener ist als der wirre Erdenfleck, auf dem wir einander plagen: Doch alle Unbill läßt sich versöhnen, läßt sich zumindest glätten mit der Zeit, gestern ein hartes Wort, morgen eine schmerzende Handlung; nur wo der Mensch sich selbst verriet, um lüstern zu sein nach dem Unmenschlichen, dort will die gelästerte Schöpfung, daß der Heimgesuchte seine' Quäler strafe; hier wird die Rache zum Gesetz, der Zorn zur Tugend, wir dürfen es nicht ändern.

Der Weg war weit, das Tragen voller Mühe, denn es gab nur wenige Häuser und Fahrzeuge noch in der eingescherten Stadt. Die Männer mußten sich oftmals ablösen mit ihrer Last, dann merkten sie, daß die Frau eingeschlafen war auf den Armen, von denen sie geborgen wurde. Sie schlummerte mehr aus Vertrauen als aus Müdigkeit; es tat dieser Seele wohl, daß sie nicht ungetröstet Abschied nahm von einer Vergangenheit, die man mit wüster Freude zertreten hatte.

»Der Sannwendmann, Wo kommt er her?« Ubei Wiesen und Felder, Über Blerge und Wilder, Vom weiten, weiten Meer, Da kommt er her.

Wir aber, wenn wir alles, was das Beispiel der Frau uns zu bedenken aufgab, nun überlegen, wir finden vieles wieder, was unseres Wesens und damit unseres Schicksals ist: Auch diese Mutter beging den Fehler, das Gute zu erwarten von den Unguten, denen sie Freundliches tat. Sie meinte, alles könnte sich ordnen, wenn man die Begier der andern mit dem Glanz des eigenen Gemütes beschenkte.

Wir wissen nicht, wo die Mutter heute ist. Wir wissen nur, daß sie keine Unbekannte blieb, obwohl wir ihren Namen nicht erfahren sollten. Vielleicht darf sie den Weihnachtsabend, der nun kam, inmitten ihrer Enkel verbringen, nicht so glücklich wie einst, aber doch im Gefühl einer Heimfindung, die das Glauben wieder gestattet. Und Glauben ist genug..Vielleicht schimmert der gerettete Schmuck mit seinen Kugeln und Fäden am Tannenbaum, die Stube ist voller Duft, und wenige Kerzen leuchten. Oder die Kinder singen ein altes Lied, das einige Schmerzen tilgt und einige weckt. Gewesenes kommt ja nicht zurück, doch auch das Neue bittet um Liebe.

Letztlich möge erzählt sein, daß man der Frau beide Füße abnehmen mußte, der erheblichen Wunden wegen. Aber die Faust ist geblieben. Eine in aller Not doch fromme Faust, wenn man bedenkt, daß sich alles Teuf - lische in den Feinden der Stunde übertraf: Sie lassen nächtlicherweise ihre »Christbäume« in die schlunimernden Städte fallen, da ist es schon inbrünstige Pflicht, die Glocken der Weihnacht umgießen zu lassen, daß sie helfen, die Gespenster der Hölle zu überwältigen. Das bringt eine harte, eine unfestliche Melodie, aber sie will gesungen sein, daß einmal die Choräle des Friedens ihre würdige Gemeinde finden.

Heinz Steguweit

Knecht Ruprecht 6.12.

Einmal, so im Mittwinter, als der Wildejäger unterwegs war, verlor ein Tier aus seinem Gefolge die Eis,4, sein Reiter mußte mit Pferd und Hund zurückbleiben und verirrte sich, als er den wilden Zug einholen wollte. Lange suchte er. Endlich stieß er auf die Hütte einer armen Witwe j die hauste mit ihren Kindern mitten im Wald. Und der Reiter, ein alter graubärtiger Geselle, warf die Tür auf, trat mit dem Hund ein, der auch gleich die Kinder anfuhr, daß eines von ihnen niederstürzte, und verlangte zu essen und zu trinken.

Die arme Frau erschrak sehr. Sie fragte nicht nach dem Namen noch nach dem Woher und Wohin, brachte hastig, was gerade auf dem Herd stand, und wollte den Gast zufriedenstellen. Und der aß und trank, streckte die Beine von sich, lehnte sich müde gegen die Wand und' versuchte, auf der Bank einzuschlafen.

Da störte ihn etwas. Die Frau hatte ein Lichtlein auf den Tisch der Kinder gestellt; das flammte und knisterte, so daß es dem Reitknecht in den Augen weh tat. Er schloß die Lider, aber der Glanz schien hindurch, er war seiner wohl ungewohnt nach den grauen Tagen in Regen und Sturm.

Er sagte deshalb barsch zu der Frau: »Lösch das Licht aus! Siehst du nicht, daß ich schlafen will?« Aber die Mutter schüttelte den Kopf, und obschon sie viel Furcht hatte, widersprach sie und sagte: »Löschen darf ich es nicht; es winkt der himmlischen Frau Gode, damit das Sonnenlicht wiederkommt und der Winter vorübergeht.«

Gegen solchen hohen Namen wagte der Knecht nichts zu sagen, er wußte, daß sein Herr Tag um Tag nach ihr, die ihn trägt, Ausschau hielt. Er brummte deshalb nur, wendete den Kopf ab und versuchte wieder zu schlafen.

Es gelang ihm noch nicht, die Kleinen saßen um den Tisch und sangen leise. Da verlangte er rau, das Singen solle unterbleiben. Die Frau aber verbot den Kindern die kleinen Stimmen nicht, obwohl sie nun doppelte Furcht hatte.

»Hörst du denn nicht«, fragte sie, »daß es ein Lied zur Weihnacht ist? Ach, wie käme die himmlische Frau zu uns, wenn wir sie nicht mit dem Singen der Kinder riefen!«

Wieder wagte der Knecht nicht, hart zu antworten. Als das Weib indes hinging und die Tür ein wenig öffnete, obwohl kleine Flocken heeintanzten und der Wind den Rauch vorn Herde zu Wirbeln trieb, geriet der Reiter außer sich: »Was hast du' jetzt vor? Du weißt, daß ich friere und schlafen will!«

Die Frau antwortete sanft: »Die Himmlische muß doch die Kinder hören und das Licht sehen, die könnte sonst vorübergehen!«

Als der Knecht nun so viel von der hörte, die sein Herr auf langen, langen Ritten vergeblich suchte', wunderte er sich. Er blinzelte sogar nach der Türspalte, ob am Ende wirklich eine Fremde vorbeikäte, aber er sah nur das Gesicht der Mutter, das voll Hoffnung hinauschaute. Da wurde er bedrängt in seinem Herzen und wollte seine Rauheit an den Kindern gutmachen. Und weil er das eine, das ein Hund umgeworfen hatte, noch bluten sah, stand er auf, trat hinzu und strich ihm über die Wunde. Gleich hörte das Rinnen auf, er vermochte es ja.

Die Kinder aber, die, als er nahe kam, vor Furcht die Köpfe niedergebeugt hatten, ohne im Singen aufzuhören, sahen, daß der fremde Mann es gut meinte, und faßten Vertrauen zu ihm. Und eines, das großen Hunger hatte, fragte, ob es nicht etwas Brot haben dürfe. Da brach er von dem Laib, den ihm die Frau hingestellt hatte, er gab sich sogar die Mühe und besprach das Brot, daß es süß wie Kuchen schmeckte. Und weil das Lied jetzt wirklich zu Ende war, trauten sich die Kinder näher zu dem wilden Knechte; ein kleines Mädchen zeigte ihm ein Pferdchen, dem fehlten Kopf und Schwanz. »Oh, wenn es weiter nichts ist!« lachte der Mann und ging daran, beides wieder anzuflickten. Währenddessen dachte er heimlich an seinen Herrn, der auch in der heiligen Weihnacht die Menschen beschenkt, und sah auf die Mutter, die ihm zuschaute und deren Augen glänzten, wie solches Licht gewiß nur von der himmlischen Frau Antlitz kommt. Da gefiel es ihm, eifriger zu helfen, und als ein Knabe einen Hund haben wollte, knetete er ihm gleich einen, der wahrhaft laufen und bellen konnte.

Wie schrien und hüpfen die Kinder da und wollten bald alle ein Spielzeug. Der Knecht mußte seine Finger schon fleißig gebrauchen; ein Geschenk nach dem andern sprang daraus hervor- Puppen und Bälle zum Werfen für die Mädchen, Wagen und Reiterleute für die jungen, und ich weiß nicht was alles. Und je mehr die Kinder lachten und je dankbarer die Frau ihm zusah, um so eifertiger wurde der Mann. Als er einen Apfel fand, den das arme Weib verwahrt hatte, machte er gleich einen ganzen Tisch voller Äpfel daraus, und als das kleinste Kind ihm zwei taube Nüsse zeigte, mit denen -es spielte, da wußte er es so einzurichten, daß ein voller Beutel davon in der Kammer stand. Denn wenn er auch nur ein Knecht des Wohljägers - des Wilden Jägers - war, so wußte er doch mit allerhand guten Künsten Bescheid.

Wie der Mann nun mitten im Werk war, kam draußen noch einmal eine furchtbare Sturmbö näher. Und gerade als die Frau sich nun doch zu fürchten begann und die Tür schließen wollte, sprang die krachend auf, der Wohljäger trat über die Schwelle und hinter ihm ein allmächtiges Gedränge von hohen Herren und holden und unholden Gesellen. Die begannen dröhnend zu lachen, als sie den alten Reiter mitten unter den Kindern sahen, das Spielzeug in der Hand.

»Was tust du hier?« murrte auch der Wilde Jäger.

Der Knecht, der eben noch froh gewesen war, seinen Herrn wiederzusehen, merkte erschrocken, daß er sich verantworten sollte. »Ach«, sagte er- »das ist schwer zu erklären. Seht, Herr« - und es schien ihm wirklich, als sei er um deswillen geblieben -, »seht die Kinder sangen die himmlische Frau herbei; wie mich dünkt, für uns alle. Man sollte solches Singen nicht gering achten und es belohnen.«

»Er war so gut zu den Kindern«, sagte die Witwe fürbittend und streckte die Hände aus.

Der Wohljäger sah sie an, aber es war zugleich, als schaute er über alles hinweg. Dann wandte er sich seufzend dem Reiter zu. »So bleib noch«, befahl er, »und geh auch in die andern Häuser und laß alle Kinder singen. Vielleicht, daß sie, die wir suchen, sich doch rascher zu uns wendet, wenn sie es hört.«

Da freute sich der Knecht - Ruprecht hieß er - und ist dem auch gehorsam gefolgt. Und er geht noch heute jährlich durch alle Häuser, um die guten singenden Kindlein zu beschenken. Aber auf Griesgrame und Besserwisser, auf Faulpelze und Hagestolze läßt er Rute und Plagen fallen. Denn er ist ein alter Reiter und fackelt nicht lange.

Hans Friedrich Blunck

Die Tiere im Walde

Vor diesem Kriege war es, da saß er in seiner Hütte, bärtig und ledern geworden, der Bäume-fäller Ruppen - puck. Wer seinen Namen sprach, meinte die Hiebe einer Axt zu hören, vielleicht hatte sich das Wort auch so gebildet vor grauen Jahren, denn die Ruppenpucks sind immer Holzhacker gewesen. Der heutige Ruppenpuck aber, Gott segne seine Einsamkeit, war ein ernster Mann: Fünf Kinder wuchsen in die Welt, wo blieben sie nun? Verheiratet da und dort, der jüngste Sohn bei den Münchner Soldaten, zum erstenmal mußte der Vater allein sein im Winter das griff an die Seele, das zehrte im Gemüt. So ein Witmann hob viele Gedanken auf und streute sie vor sich hin, ja, Menschen vom Schläge Ruppenpucks kannten das Leben wie ihren Wald: Man wußte, wo Altes zu fallen hatte und wo Schonungen sprossen, man kannte die Füchse, die Elstern, die Hasenf üße, je nun. »Des Menschen Dasein gleicht dem Walde, man kommt und geht auf schmaler Halde... «

Heut schneite es in treibenden Wirbeln, bald rasch, bald schwebend, der Alte schaute durchs Fenster und sog etwas Qualm aus dem Mutz: Wenn nun, sann Ruppenpuck, wenn nun die Wälder wie Menschen sind, sollte man ihnen nicht einmal auch Liebes tun, bevor sie geh~oltzt werden? Das Pflegen und Hobeln, das Formen und Schnitzen, das alles geschieht nach dem Fällen, doch zu Lebzeiten müßte man freundlich sein den Bäumen, den Ästen, den Rinden.

Da die Weihnacht in der Nähe war, heuer mit Schnee und Zapfen, kam dem Witmann ein Einfall, der ihn entzündete: Alleine saß er im warmen Gelaß, das Dflein miaute, die Pendelühr pulste voll milder Beruhigung; einen Baum will ich zieren zum Heiligabend, meinte Rupperipuck, auch wenn ich einsam bin zum erstenmal. Darf ich aber einzig meinetwegen eine gesunde Tanne oder Fichte sterben lassen? Ihr den Garausmachen mitSäge und Beil? Ich tu es nicht,ichwill es nimmer, es fließt genügend harzig Blut ohnedies.

Also klomm der Brave zum Söller seiner Hütte, summt ein Lied in sich, holte die staubige Weihnachtskiste, die mit den bunten Glaskugeln, den Silberfäden, den Kerzen. Und weil in der Ofenstube ein Paket der fernen. Kinder stand, eine Bescherung von Äpfeln, Pfeffernüssen und Spekulatiusfiguren, gab er sich frohen Mutes an die Arbeit: Er trug den lieben Plunder hinaus in den Winterwald, auch die Äpfel und alles Gebäck-. Suchte sich, dieweil der Atem dampfte, eine ranke Tanne, eine die alleinstand wie er selber.

Immer noch flockte der Himmel, die Daunen und Federn wimmelten, und wenn solche Winzigkeit auf den Handrücken fiel, zerging das kalte Wunder in lauter Sternlein aus Kristall.

Noch war es Tag, unterm Schritt knirschte es, auf allen Ästen lag die weiße, dicke Last und bog das Gezweig zur schimmernden Erde.

Ruppenpuck hatte seinen Plan: Den lebendigen Tannenbaum wollte er festlich putzen. Mit einem Stern auf dem Wipfel, mit glimmenden Fäden ringsum, und viele Äpfel, viele Klingel und Figuren, solche aus leckerem Teig, baumelten bald neben den bunten Glaskugeln, zu denen wohl zwanzig farbige Kerzen kamen. Als das alles fertig war, eine Herrlichkeit vom Boden bis zur Höhe, klatschte der Alte in die Hände, blies sich die Finger warm und stampfte rechts wie links: Noch sind die Kerzen stumm, lachte er. Zur Nacht aber, wenn's finster ist, komme ich wieder und zünde jedes Lichtlein an. Das soll eine Hochzeit geben für die Tanne, iür den ganzen Waild, ringsum wird alles heilia scheinen vom Widerglanz meiner Flammen!

- Heim trollte Ruppenpuck, der mühsame Holzhackei. Es war dem Einsamen zumut, als brauche er sich nimmer zu graulen vor dem Alleinsein am Heiligen Abend, den er früher mit der Frau und vielen ge'lockten Kindern gefeiert, - heute war das Nest so leer wie der Schwalben Bau unterin Balken. Der letzte junge bei den Soldaten? Ach, die Stadt lag weit~ Um Mitternacht - dies sollte man verhaltenen Atelns nur erfahren - Glock zwölf Uhr, als die Erde ihren Pelz immer dicker legte Schicht um Schicht, tappte Ruppenpuck wieder hinaus. Zum Bruder Baum wollte er, eine alte Laterne schwankte an der Faust, das machte den eigenen Säatten zu einem taumelnden Gespenst. Und die Stiefel, die

schweren, bohrten Gruben in den Schnee, eine Spur blieb hinter dem Alten, als wäre ein Bär leibhaftig durch Tann und Dickicht spaziert.

Nun, zum funkelnden Baume gekommen, setzte Ruppenpuck die Laterne ab. Holte einen Kienspan dann, machte ihn flammend, ließ so Kerze um Kerze lebendig werden, auf jedem Doccht züngelte ein Seelchen. Schön war das. Und reich machte es. Könnte die Tanne, deren Silberfäden knisterten, ein Wörtlein sprechen, oder etwas singen, leise wie alles Geheimnisvolle. In jeder Kugel blitzte es froh, und wenn eine Flocke vom Winterhimmel ins brennende Wachs auf den Ästen sank, war ein brutzelnd Geräusch zu hören, das die sichtbare Pracht der Apfel und gebackenen Kringel köstlich ergänzte.

Ruppenpuck ließ sich verzücken. Schritt um Schritt wich er zurück, das Bild des Leuchters auch aus der Ferne zu preisen. Und er hockte nieder auf einen Wurzelstumpf, kauerte sich, faltete die Hände, das gekerbte Angesicht schien glatter, jünger zu werden mit jedem Augenblick.

Da geschah ein Wunder, wir wollen es so nennen: Aus dem Unterholz trat ein Reh, schnupperte umher und weil die Luft nach Frieden schmeckte, kamen zwei neue Tiere hernach. Bald flatterten Vögel außerdem, Finken, Krähen, arme Amseln. Alle die Gäste, die großen wie kleinen, umzingelten des Baumes freundliche Bescherung. Die Rehe bogen die Häse hinauf, Kringel und Brezel zu knuspern. Die Finken pickten einen Apfel auf, und was an Krümeln sonst zur Erde fiel, das holten die Krähen und Amseln. Und das Staunen wuchs, da eines Eichkätzchens flotter Vorwitz den Stamm erklimmte, so jach und voll Gier, daß die Kerzen umeinander schwangen auf ihren seufzenden Ästen ... O Tannenbaum, so summt es neu in Ruppenpucks flebernder Seele. Heiß war der Mann, glühend pochte sein Blut: Um dieses Zaubers Erscheinung müßte die Welt ihn krönen. Wer so am Zipfel des Paradieses rühren durfte, daß man die Sprache von Baum und Tier zu tauschen meinte, der war nie allein, würde auch nimmer einsam werden.

Eine Stunde dauerte der Spuk, des Herrgotts Milde lächelte fühlbar darüber hin, - bis eine Kerze nach der andern erlosch.

Noch in der Dunkelheit schwebte ein Duft vom wächsernen Rauch süß umher. Des Baumes Atzung aber war geplündert bis zum letzten Brocken, nur die bunten gläsernen Kugeln schimmerten im Widerschein der müden Laterne.

Ruppenpuck schloß der Hände Demut wieder auf. Finger um Finger geschah das und langsam wie nach dem Beten. Als er, vom Reigen der Flocken begleitet, heimwärts tappte, tropften ihm Tränen in den Bart, dort froren sie ein, so rauh blies der Frost. Und wäre des Mannes Geschichte ein Märchen, würde ich, allen Guten zum Trost, nunmehr verkünden: Schaut, als der Alte nach Hause kam, waren echte Perlen geworden im Bart; die durfte der Arme verkaufen in der großen Stadt, also dämmerte seines Lebens Abend voll Reichtum, Friede und Glück...

Viele Jahre ist das her? Wir wollen ihn grüßen, den einsamen Holzhacker Ruppenpuck.

Heinz Steguweit

Warum der Specht doch über Winter bleibt

Einst kam wieder einmal ein bitterschwerer Winter über unser Land. Viele Menschen und Tiere erfroren, und manche Leute verloren den Mut und hatten kaum noch Freude am Sommer, weil sie immer nur an Eis und Schnee denken mußten, die bald wiederkehren würden.

Auch dem Schwarzspecht war seine Frau gestorben, und als er zum Frühling eine junge nahm, fürchtete er für sie und ging allerhand Leute um Rat an. Mit dem Storch Adebar sprach er - der blieb um jene Zeit winters noch bei uns -, aber selbst der war verzagt und tröstete nicht mehr. Danach kam der Specht mit dem bunten Vogel Pirol zusammen und fragte den, wie es ihm ergangen sei. Oho, der hatte es klüger angefangen. Er war einfach in den Eismonaten nach Süden geflogen. Und er erzählte, wie gut er es gehabt hätte, und riet den anderen, ein Gleiches zu tun.

Nun haben Storch und Specht ja auch im Winter in unserem Land viel Arbeit, sie haben Botschaften auszutragen und kleine Seelen zu den Müttern zu bringen. Weg sie indes immer an die kommende schlimme Zeit denken mußten, berieten die Freunde ernsthaft, ob sie sich nicht ebenso wie andere zum Herbst davonmachen sollten, und verabredeten schließlich mit dem Pirol, daß sie gemeinsam fliegen wollten. Der Vogel Pirol war stolz, daß er so hochangesehene Herren führen durfte. Er ist ein wenig zu bunt in Farben, dottergelb, mit rotem Schnabel, roten Beinen und schwarzen Flügeln, und wird deshalb oft geneckt. Jetzt tat er sich etwas auf die neue Freundschaft zugute, ließ sich mitunter aus seinem hohen Versteck nieder - ganz oben in den Wipfeln lebt er - und erzählte abends schon dies oder das von

fremden Ländern, die man sehen würde. Der Specht hatte Zeit zuzuhören, es war ein gesegneter Sommer, die Frau brütete, er half ihr wohl oder kralte ihr das Käppchen.

Einmal, in einer Sturmnacht, fuhr der Wilde Jäger vorbei, und der Specht berichtete ihm von dem, was der Storch und er zum Herbst vorhätten; er mußte ja um Urlaub bitten. Sein Wunsch wurde ihm gewährt. Aber er merkte doch, daß der hohe Herr nicht ganz zufrieden war, und wurde nachdenklich, wenn der Pirol abends auf einen Schwatz zu den Nachbarn kam. Nun war in jenem strengen Winter auch ein armer Knabe umgekommen, der war der Sohn des Holzvogts gewesen. Er hatte seinem Vater Essen zur Arbeitsstätte bringen sollen, war vom Weg abgeraten und im Wald umhergeirrt, bis der Schnee ihn überweht hatte. Der Specht war ihm Freund gewesen, er hatte ihn auch als erster gefunden und hatte so lange gelärmt, bis die armen Eltern gekommen waren. Oftmals begleitete er seitdem den Holzvogt zum Grab des Jungen.

Aber er war nicht so traurig wie der Vater. Weil er, der Vogel" nämlich mehr weiß als die Menschen, sah er die kleine Seele, die, wiederkehren wollte und nur auf ihre Stunde wartete.

Die Zeit verlief, der Pirol versuchte schon wunderhelle, buttergelbe Flüge durch den Wald, und der Storch war -aufgeregt und fragte den Specht oft, warum er nicht übe. Dann gab der Schwarzrock sich eine Weile Mühe, aber zugleich machte er sich Sorgen, wer der Frau des Holzvogts, wenn die Stunde käme, wohl des Kindes Seele brächte? Was soll geschehen, wenn sie einkehren will, dachte er, und niemand ist da, sie der Mutter zuzutragen? Er sah nämlich oft, wie der arme Knabe nachts durchs Fenster nach den Betten der Eltern lugte; er sah auch andere Kinder auf den Tag warten, der ihnen Leib und Leben geben sollte.

Zum Herbst kam der Pirol des öfteren, und eines Abends fragte er die beiden Herren, ob sie zum neuen Mor-en mit ihm aufbrechen wollten. Aber Specht und Storch hatten noch viel zu tun, es schien ihnen zu früh. Nach einiger Zeit begann der Gelbe wieder zu drängen. Der Specht dachte indes an die Frau des Holzvogts und schob den Tag noch einmal hinaus.

Als nun der erste Reif fiel, wurde der Pirol ungeduldig, er war schon weit über seine Zeit geblieben. Sogar der Storch dachte jetzt ernsthaft an den Aufbruch und schalt den Schwarzen, daß er immer noch Einwände hatte.

Die Vorwürfe verdrossen den Specht; er sagte, die Herren sollen nur voromfiegen, er fände den Weg allein. Ach, der Herbc war so wunderschön, und die Frau des Holzvogts ging schwer, und die Seele des kleinen Jungen wartete.

Einmal fuhr der Wohljäger vorüber. »Bist du immer noch da?« fragte er den Schwarzrock, aber es schien, als freute er sich über seinen Gesellen.

Dann kam der erste Frost, und die beiden Spechtsöhne, die der jungen, Frau und dem Vater über Sommer gewachsen waren und die Kälte nicht kannten, klagten. »Ihr habt recht, es wird Zeit zum Aufbrechen«, tröstete der Alte, stieg bis über die Waldwipfel und sah sich um, ob noch Zugvögel nach Süden flögen. Aber der Himmel war leer. Da fuhr der Schwarzmeister nur um so flinker an den Ästen auf und ab und hämmerte, daß das Holz stob und die Stämme schnarrten, und suchte Kerf en, um vorm Winter noch einmal sein Ränzlein zu pflegen. Es tat ihm weh, daß er den Wald verlassen sollte, er konnte sich auch nicht dreinfinden, daß er des Holzvogts Knaben nicht selbst der Mutter brächte.

Er hatte ja immer noch sehr viel zu tun; der Storch war schon fort, und Frau Holle und Frau Gode, und wer sonst für Kindlein zu sorgen hatte, riefen ihn hierhin und dahin. Sogar der Wohljäger hatte Botengänge, die er nur dem Schwarzrock anvertrauen wollte. Schon mußten seine beiden Söhne mithelfen und wurden gelobt.

Kurz, die junge Frau des Spechts hat sich mit der Reise bis Weihnachten gedulden müssen. Der Mann redete viel und tat, als bliebe er wegen des hohen Verdienstes. In Wirklichkeit fuhr er wohl dreimal am Tag an der Hütte im Wald vorüber und wartete und wartete.

Endlich, gerade am Weihnachtsabend, hat der Specht des Kindleins Seele zum Holzvogt bringen dürfen. Was hatten die Eltern für Freude daran! Der Bote mußte sogar auf ein Gläslein bleiben, man ließ ihn gar nicht wieder aus dem Haus und hatte immer noch eine Frage oder einen Dank. Dabei sah der Specht ja nun auch die Lichter, die aus einem großen Baum strahlten, und wollte wissen, was sie bedeuteten.

»Das ist, weil die Tage jetzt wieder länger werden«, erklärte der Holzvogt und schenkte noch einmal ein. »Wieso«, fragte der Specht, »glaubst du wirklich, daß die Tage schon länger werden?«

»Ganz gewiß!« bekam er zur Antwort; darüber wußten die Menschen genau Bescheid und der liebe Gott auch.

»Wie gut, daß ich das erfahre«, dachte der Specht, »da brauche ich ja gar nicht erst auf Reisen zu gehen!« Und als er weiterflog, sah er viele weihnachtliche Häuser, merkte, daß der Holzvogt wohl die Wahrheit gesagt hatte, und beschloß, es gleich seiner Frau zu erzählen.

Der Specht ist wirklich trotz aller Vorsätze mit Weib und Kindern im Land geblieben und hat den Winter gut verbracht. Und obwohl er sich noch oftmals im Herbst eine lange Reise vornahm, ist es meist so ähnlich ausgegangen wie in jenem Jahr.

Der Storch Adebar hat sich an die Fahrt gewöhnt; wir wollen ihm deshalb nicht gram sein. Aber der Specht ist uns treu geblieben, das scheint uns noch besser. Meint ihr nicht auch?

Hans Friedrich Blunck

Deutscher Winter

Ein Schweigen liegt ob winterweißem Land,
Das ist so tief und heil'ger Schönheit voll,
Daß es bezaubernd Herz und Seele bannt,
Und niemand weiß, wie er es deuten soll.

Die Berge ragen schneebedeckt empor,
Die Bäume stehn von schwerer Last geneigt,
Aus engem Tale blickt ein Dorf hervor,
Wo leichter Rauch verträumt zum Himmel steigt,

So nah scheint alles und ist doch so weit,
Gemahnt an das, was unergründlich, ist -
Ein leises Ahnen froher Weihnachtszeit
Umweht die Heimat, die uns schweigend grüßt.

Erich Limpach

Sneewittchen

Es war einmal mitten im Winter, und die Schneeflocken fielen wie Federn vom Himmel herab, da saß eine Königin an einem Fenster, das einen Rahmen von schwarzem Ebenholz hatte, und nähte. Und wie sie so nähte und nach dem Schnee aufblickte, stach sie sich mit der Nadel in den Finger, und es fielen drei Tropfen Blut in den Schnee. Und weil das Rote im weißen Schnee so schön aussah, dachte sie bei sich: Hätt' ich ein Kind so weiß wie Schnee, so rot wie Blut und so schwarz wie das Holz an dem Rahmen. Bald darauf bekam sie ein Töchterlein, das war so weiß wie Schnee, so rot wie Blut und so schwarzhaarig wie Ebenholz und ward daru~ra~das Sneewittchen (Schneeweißchen) genannt. Und wie das Kind geboren war, starb die Königin.

Über ein Jahr nahm sich der König eine andere Gemahlin, Es war eine schöne Frau, aber sie war stolz und übermütig und konnte nicht leiden, daß sie an Schönheit von jemand sollte übertroffen werden. Sie hatte einen wunderbaren Spiegel, wenn sie vor den trat und sich darin beschaute, sprach sie:

»Spieglein, Spieglein an der Wand,
wer ist die Schönste im ganzen Land?«

So antwortete der Spiegel:

»Frau Königin, Ihr seid die Schönste im Land.«

Da war sie zufrieden; denn sie wußte, daß der Spiegel die Wahrheit sagte.

Sneewittchen aber wuchs heran und wurde immer schöner, und als es sieben Jahr alt war, war es so schön wie der klare Tag und schöner als die Königin selbst. Als diese einmal ihren Spiegel fragte:

»Spieglein, Spieglein an der Wand,
wer ist die Schönste im ganzen Land?«

so antwortete er:

»Frau Königin, Ihr seid die Schönste hier,
aber Sneewittchen ist tausendmal schöner als Ihr.«

Da erschrak die Königin und ward gelb und grün vor Neid. Von Stund an, wenn sie Sneewittchen erblickte, kehrte sich ihr das Herz im Leibe herum, so haßte sie das Mädchen. Und der Neid und Hochmut wuchsen wie ein Unkraut in ihrem Herzen immer höher, daß sie Tag und Nacht keine Ruhe mehr hatte. Da rief sie einen Jäger und sprach: »Bring das Kind hinaus in den Wald, ich will's nicht mehr vor meinen Augen sehen. Du sollst es töten und mir Lunge' und Leber zum Wahrzeichen mitbringen.« Der Jäger gehorchte und führte es hinaus, und als er den Hirschfinger gezogen hatte und Sneewittchens unschuldiges Herz durchbohren wollte, fing es an zu weinen und sprach: »Ach, lieber Jäger, laß mir mein Leben; ich will in den wilden Wald laufen und nimmermehr wieder heimkommen.« Und weil es so schön war, hatte der Jäger Mitleiden und sprach: »So lauf hin, du armes Kind.« - Die wilden Tiere werden dich bald gefressen haben, dachte er, und doch war's ihm, als wär' ein Stein von seinem Herzen gewälzt, weil er es nicht zu töten brauchte. Und als gerade ein junger Frischling dahergesprungen kam, stach er ihn ab, nahm Lunge und Leber heraus und brachte sie als Wahrzeichen der Königin mit. Der Koch mußte sie in Salz kochen, und das boshafte Weib aß sie auf und meinte, sie hätte Sneewittchens Lunge und Leber gegessen.

Nun war das arme Kind in dem großen Wald mutterselig allein, und ward ihm so angst, daß es alle Blätter an den Bäumen ansah und nicht wußte, wie es sich helfen sollte. Da fing es an zu laufen und lief über die spitzen Steine und durch die Dornen, und die wilden Tierd sprangen ah ihm vorbei, aber sie taten ihm nichts. Es lief, solange nur die Füße noch fort konnten, bis es bald Abend werden wollte; da sah es ein kleines Häuschen und ging hinein, sich zu ruhen. In dem Häuschen war alles klein, aber so zierlich und reinlich, daß es nicht zu sagen ist. Da stand ein weißgedecktes Tischlein mit sieben kleinen Tellern, jedes Tellerlein mit seinem Löffelein, ferner sieben Messerlein und Gäblein und sieben Becherlein. An der Wand waren sieben Bettlein nebeneinander aufgestellt und schneeweiße Laken darübergedeckt. Sneewittchen, weil es so hungg und durstig war, aß von jedem Tellerlein ein wenig Gemüs und Brot und trank aus jedem Becherlein einen Tropfen Wein; denn es wollte nicht einem allein alles wegnehmen. Hernach, weil es so müde war, legte es sich in ein Bettchen, aber keins paßte; das eine war zu lang, das andere zu kurz, bis endlich das siebente recht war: und darin blieb es liegen, befahl sich Gott und schlief ein.

Als es ganz dunkel geworden war, kamen die Herren von dem Häuslein: das waren die sieben Zwerge, die in den Bergen naä Erz hackten und gruben. Sie zündeten ihre sieben Lichtlein an, und wie es nun hell im Häuslein ward, sahen sie, daß jemand darin gewesen war; denn es stand nicht alles so in der Ordnung, wie sie es verlassen hatten. Der erste sprach: »Wer hat auf meinem Stühlchen gesessen?« Der zweite: »Wer hat von meinem Tellerchen gegessen?« Der dritte: »Wer hat von meinem Brötchen genommen?« Der vierte: »Wer hat von meinem Gemüschen gegessen?« Der fünfte: »Wer hat mit meinem Gäbelchen gestochen?« Der sechste: »Wer hat mit meinem Messerchen geschnitten?« Der siebente: »Wer hat aus meinem Becherlein getrunken?« Dann sah sich der erste um und sah, daß auf seinem Bett eine kleine Delle wari da sprach er: »Wer hat in mein Bettchen getreten?« Die andern kamen gelaufen und riefen: »In meinem hat auch jemand gelegen.« Der siebente aber, als er in sein Bett sah, erblickte Sneewittchen, das lag darin und schlief. Nun rief er die andern, die kamen herbeigelaufen und schrien vor Verwunderung, holten ihre sieben Lichtlein und beleuchteten Sneewittchen. »Ei, du mein Gott! Ei, du mein Gott!« riefen sie, »was ist das Kind so schön!« und hatten so große Freude, daß sie es nicht aufweckten, sondern im Bettlein fortschlafen ließen. Der siebente Zwerg aber schlief bei seinen Gesellen, bei jedem eine Stunde: da war die Nacht herum. Als es Morgen war, erwachte Sneewittchen, und wie es die sieben Zwerge sah, erschrak es. Sie waren aber freundlich und fragten: »Wie heißt du?« - »Ich heiße Sneewittchen«, antwortete es. »Wie bist du in unser Haus gekommen?« sprachen weiter die Zwerge. Da erzählte es ihnen, daß seine Stiefmutter es hätte wollen umbringen lassen, der Jäger hätte ihm aber das Leben geschenkt, und da wär' es gelaufen den ganzen Tag, bis es endlich ihr Häuslein gefunden hätte. Die Zwerge sprachen: »Willst du unsern Haushalt versehen, kochen, betten, waschen, nähen und strick-en, und willst du alles ordentlich und reinlich halten, so kannst du bei uns bleiben, und es soll dir an nichts fehlen.« - »Ja«, sagte Sneewittchen, »von Herzen gern«, und blieb bei ihnen. Es hielt ihnen das Haus in Ordnung: morgens gingen sie in die Berge und suchten Erz und Gold, abends kamen sie wieder, und da muß'e ihr Essen bereit sein. Den Tag über war das Mädchen allein; da warrten es die guten Zwergglein und sprachen: »Hüte dich vor deiner Stiefmutter, die wird bald wissen, daß du hier bist; laßt ja niemand herein.«

Die Königin aber, nachdem sie Sneewittchens Lunge und Leber glaubte gegessen zu haben, dachte nicht anders als sie wäre wieder die Erste und Allerschönste, trat vor ihren Spiegel und sprach:

»Spieglein, Spieglein an der Wand,
wer ist die Schönste im ganzen Land?«

Da antwortete der Spiegel:

»Frau Königin, Ihr seid die Schönste hier,
aber Sneewittchen über den Bergen
bei den sieben Zwergen
ist noch tausendmal schöner als Ihr.«

Da erschrak sie; denn sie wußte, daß der Spiegel keine Unwahrheit sprach, und merkte, daß der Jäger sie betrogen hatte und Sneewittchen noch am Leben war. Und da sann und sann sie aufs neue, wie sie es umbringen wollte; denn, solange sie nicht die Schönste war im ganzen Land, ließ ihr der Neid keine Ruhe. Und als sie sich endlich etwas ausgedacht hatte, färbte sie sich das Gesicht und kleidete sich wie eine alte Krämerin und war ganz unkenntlich. In dieser Gestalt ging sie über die sieben Berge zu den sieben Zwergen, klopfte an die Tür und rief: »Schöne Ware feil! feil!« Sneewittchen guckte zum Fenster heraus und rief: »Guten Tag, liebe Frau, was habt Ihr zu verkaufen?« - »Gute Ware, schöne Ware«, antwortete sie, »Schnürriemen von allen Farben«, und holte einen hervor, der aus bunter Seide geflochten war. Die ehrliche Frau kann ich hereinlassen, dachte Sneewittchen, riegelte die Tür auf und kaufte sich den hübschen Schnürriemen. »Kind«, sprach die Alte, »wie du aussiehst! Komm, ich will dich einmal ordentlich schnüren.« Sneewittchen hatte kein Arg, stellte sich vor sie und ließ sich mit dem neuen Schnürriemen schnüren. aber die Alte schnürte geschwind und schnürte so fest, daß dem Sneewittchen der Atem verging und es für tot hinfiel. »Nun bist du die Schönste gewesen«, sprach sie und eilte hinaus.

Nicht lange darauf, zur Abendzeit, kamen die sieben Zwerge nach Haus, aber wie erschranken sie, als sie ihr liebes Sneewittchen auf der Erde liegen sahen; und es regte und bewegte sich nicht, als wäre es tot. Sie hoben es in die Höhe, und weil sie sahen, daß es zu fest geschnürt war, schnitten sie den Schnürriemen entzwei. da fing es an ein wenig zu atmen und ward nach und nach wieder lebendig. Als die Zwerge hörten, was geschehen war, sprachen sie: »Die alte Krämerfrau war niemand als die gottlose Königin- hüte dich und laß keinen Menschen herein, wenn wir nicht bei dir sind.« Das böse Weib aber, als es nach Haus gekommen war, ging vor den Spiegel und fragte:

»Spieglein, Spieglein an der Wand,
wer ist die Schönste im ganzen Land?«

Da antwortete er wie sonst:

»Frau Königin, Ihr seid die Schönste hier,
aber Sneewittchen über den Bergen
bei den sieben Zwergen
ist noch tausendmal schöner als Ihr.«

Als sie das hörte, lief ihr alles Blut zum Herzen, so erschrak sie; denn sie sah wohl, daß Sneewittchen wieder lebendig geworden war. »Nun aber«, sprach sie, »will ich etwas aussinnen, das dich zugrunde richten soll«, und mit Hexenkünsten, die sie verstand, machte sie einen giftigen Kamm. Dann verkleidete sie sich und nahm die Gestalt eines andern alten Weibes an. So ging sie hin Über die sieben Berge zu den sieben Zwergen, klopfte an die Tür und rief: »Gute Ware feil! feil!« Sneewittchen schaute heraus und sprach: »Geht nur weiter, ich darf niemand hereinlassen.« - »Das Ansehen wird doch erlaubt sein«, sprach die Alte, zog den giftigen Kamm heraus und hielt ihn in die Höhe. Da gefiel er dem Kinde so gut, daß es sich betören ließ und die Tür öffnete. Als sie des Kaufs enig waren, sprach die Alte: »Nun will ich dich einmal ordentlich kämmen.« Das arme Sneewittchen dachte an nichts und ließ die Alte gewähren, aber kaum hatte sie den Kamm in die Haare gesteckt, als das Gift darin wirkte und das Mädchen ohne Besinnung niederfiel. »Du Ausbund von Schönheit«, sprach das boshafte Weib, »jetzt ist's um dich geschehen«, und ging fort. Zum Glück aber war es bald Abend, wo die sieben Zwerglein nach Hause kamen. Als sie Sneewittchen wie tot auf der Erde liegen sahen, hatten sie gleich die Stiefmutter in Verdacht, suchten nach und fanden den giftigen Kamm, und kaum hatten sie ihn herausgezogen, so kam Sneewittchen wieder zu sich und erzählte, was vorgegangen war. Da warnten sie es noch einmal, auf seiner Hut zu sein und niemand die Tür zu öffnen.

Die Königin stellte sich daheim vor den Spiegel und sprach:

»Spieglein, Spieglein an der Wand,
wer ist die Schönste im ganzen Land?«

Da antwortete er wie vorher:

»Frau Königin, Ihr seid die Schönste hier,
aber Sneewittchen über den Bergen
bei den sieben Zwergen

ist doch noch tausendmal schöner als Ihr.«

Als sie den Spiegel so reden hörte, zitterte und bebte sie vor Zorn, »Sneewittchen soll sterben«, rief sie, »und wenn es mein eignes Leben kostet.« Darauf ging sie in eine ganz verborgene einsame Kammer, wo niemand hinkam, und machte da einen giftigen, giftigen Apfel. Äußerlich sah er schön aus, weiß mit roten Backen, daß jeder, der ihn erblickte, Lust danach bekam, aber wer ein Stückchen davon aß, der mußte sterben. Als der Apfel fertig war, färbte sie sich das Gesicht und verkleidete sich in eine Bauersfrau, und so ging sie über die sieben Berge zu den sieben Zwergen. Sie klopfte an, Sneewittchen streckte den Kopf zum Fenster heraus und sprach: Ach darf keinen Menschen einlassen, die sieben Zwerge haben mir's verboten.« - »Mir auch recht«, antwortete die Bäuerin, »meine Apfel will ich schon loswerden. Da, einen will ich dir schenken.« - »Nein«, sprach Speewittchen, »ich darf nichts annehmen.« »Fürchtest du dich vor Gift?« sprach die Alte, »siehst du, da schneide ich den Apfel in zwei Teile; den roten Backen iß du, den weißen will ich essen.« Der Apfel war aber so künstlich gemacht, daß der rote Backen allein vergiftet war. Sneewittchen lusterte den schönen Apfel an, und als es sah, daß die Bäuerin davon aß, so konnte es nicht länger widerstehen, streckte die Hand hinaus und nahm die giftige Hälfte. Kaum aber hatte es einen Bissen davon im Mund, so fiel es tot zur Erde nieder. Da betrachtete es die Königin mit grausigen Blicken und lachte überlaut und sprach: »Weiß wie Schnee, rot wie Blut, schwarz wie Ebenholz! Diesmal können dich die Zwerge nicht wieder erwecken.« Und als sie daheim den Spiegel befragte:

»Spieglein, Spieglein an der Wand,
wer ist die Schönste im ganzen Land?«

so antwortete er endlich:

»Frau Königin, Ihr seid die Schönste im Land.«

Da hatte ihr neidisches Herz Ruhe, so gut ein neidisches Herz Ruhe haben kann.

Die Zwerglein, wie sie abends nach Haus kamen, fanden Sneewittchen auf der Erde liegen, und es ging kein Atem mehr aus seinem Mund, und es war tot. Sie hoben es auf, suchten, ob sie was Giftiges fänden, schnürten es auf, kämmt ihm die Haare, wuschen es mit Wasser und Wein, aber es half alles nichts; das liebe Kind war tot und blieb tot. Sie legten es auf eine Bahre und setzten sich alle siebene daran und beweinten es und weinten drei Tage lang. Da wollten sie es begraben, aber es sah noch so frisch aus wie ein lebender Mensch und hatte noch seine schönen roten Backen. Sie sprachen: »Das können wir nicht in die schwarze Erde versenken«, und ließen einen durchsichtigen Sarg von Glas machen, daß man es von allen Seiten sehen konnte, legten es hinein und schrieben mit goldenen Buchstaben seinen Namen darauf und daß es eine Königstochter wäre. Dann setzten sie den Sarg hinaus auf den Berg, und einer von ihnen blieb immer dabei und bewachte ihn. Und die Tiere kamen auch und beweinten Sneewittchen, erst eine Eule, dann ein Rabe, zuletzt ein Täubchen.

Nun lag Sneewittchen lange lange Zeit in dem Sarg und verweste nicht, sondern sah aus, als wenn es schlief; denn es war noch so weiß wie Schnee, so rot wie Blut und so schwarzhaarig wie Ebenholz. Es geschah aber, daß ein Königssohn in den Wald geriet und zu dem Zwergenhaus kam, da zu übernachten. Er sah auf dem Berg den Sarg und das schöne Sneewittchen darin und las, was mit goldenen Buchstaben darauf geschrieben war. Da erach er zu den Zwergen: »Laßt mir den Sarg, dch will euch geben, was ihr dafür haben wollt.« Aber die Zwerge antworteten: »Wir geben ihn nicht um alles Gold in der Welt.« Da sprach er: »Sö schenkt mir ihn denn ich kann nicht leben, ohne Sneewittchen zu sehen, ich will es ehren und hochachten wie mein Liebstes.« Wie er so sprach, empfanden die guten Zwerglein Mitleiden mit ihm und gaben ihm den Sarg. Der Königssohn ließ ihn nun von seinen Dienern auf den Schultern forttragen. Da geschah es, daß sie über einen Strauch stolperten, und von dem Schütter fuhr der giftige Apfelgrütz, den Sneewittchen abgebissen hatte, aus dem Hals. Und nicht lange, so öffnete es die Augen, hob den Deckel vom Sarg und die Höhe und richtete sich auf und war wieder lebendig. »Ach Gott, wo bin ich?« rief es. Der Königssohn sagte voll Freude: »Du bist bei mir«, und erzählte, was sich zugetragen hatte, und sprach: »Ich habe dich lieber als alles auf der Welt; komm mit mir in meines Vaters Schloß, du sollst meine Gemahlin werden.« Da war ihm Sneewittchen gut und ging mit ihm, und ihre Hochzeit ward mit großer Pracht und Herrlichkeit angeordnet.

Zu dem Fest wurde aber auch Sneewittchens gottlose Stiefmutter eingeladen. Wie sie sich nun mit schönen Kleidern angetan hatte, trat sie vor den Spiegel und sprach:

»Spieglein, Spieglein an der Wand,
wer ist die Schönste im ganzen Land?«

Der Spiegel antwortete:

»Frau Königin, Ihr seid die Schönste hier,
aber die junge Königin ist tausendmal schöner als Ihr.«

Da stieß das böse Weib einen Fluch aus, und ward ihr so angst, so angst, daß sie sich nicht zu fassen wußte. Sie wollte zuerst gar nicht auf die Hochzeit kommen: doch ließ es ihr keine Ruhe, sie mußte fort und die junge Königin sehen. Und wie sie hineintrat, erkannte sie Sneewittchen, und vor Angst und Schrecken stand sie da und konnte sich nicht regen. Aber es waren schon eiserne Pantoffeln über Kohlenfeuer gestellt und wurden mit Zangen hereingetragen und vor sie hingestellt. Da mußte sie in die rotglühenden Schuhe treten und so lange tanzen, bis sie tot zur Erde fiel.

Aller Tod in der Natur ist Geburt, und gerade im Sterben erscheint sichtbar die Erhöhung des Lebens. Es ist kein tötendes Prinzip in der Natur, denn die Natur ist durchaus lauter Leben, nicht der Tod tötet, sondern das lebendige Leben, welches, hinter dem alten verborgen, beginnt und sich entwickelt. Tod und Geburt ist nur das Ringen des Lebens mit sich selbst, um sich stets verklärter und ihm selbst ähnlicher darzustellen.

J. G. Fichte

Sonntag 17.12.

Dornröschen

Vorzeiten war ein König und eine Königin, die sprachen jeden Tag: »Ach, wenn wir doch ein Kind hätten!« und kriegten immer keins. Da trug sich zu, als die Königin einmal im Bade saß, daß ein Frosch aus dem Wasser ans Land kroch und zu ihr sprach: - »Dein Wunsch wird erfüllt werden, ehe ein Jahr vergeht, wirst du eine Tochter zur Welt bringen.« Was der Frosch gesagt hatte, das geschah, und die Königin gebar ein Mädchen, das war so schön, daß der König vor Freude sich nicht zu fassen wußte und ein großes Fest anstellte. Er ludete nicht bloß seine Verwandten, Freunde und Bekannten, sondern auch die weisen Frauen dazu ein, damit sie dem Kind hold und gewogen wären. Es waren ihrer dreizehn in seinem Reiche, weil er aber nur zwölf goldene Teller hatte, von welchen sie essen sollten, so mußte eine von ihnen daheim bleiben. Das Fest ward mit aller Pracht gefeiert, und als es zu Ende war, beschenkten die weisen Frauen das Kind mit ihren Wundergaben: die eine mit Tugend, die andere mit Schönheit, die dritte mit Reichtum und so mit allein, was auf der Welt zu wünschen ist. Als elfe ihre Sprüche eben getan hatten, trat plötzlich die dreizehnte herein. Sie wollte sich dafür rächen, daß sie nicht eingeladen war, und ohne jemand zu grüßen oder nur anzusehen, rief sie mit lauter Stimme: »Die Königstochter soll sich in ihrem funfzehnten Jahr an einer Spindel stechen und tot hinfallen.« Und ohne ein Wort weiter zu sprechen, kehrte sie sich um und verließ den Saal. Alle waren erschrocken, da trat die zwölfte hervor, die ihren Wunsch noch übrig hatte, und weil sie den bösen Spruch nicht aufheben, sondern nur ihn mildern konnte, so sagte sie: »Es soll aber kein Tod sein, sondern ein hundertjähriger tiefer Schlaf, in welchen die Königstochter fällt.«

Der König, der sein liebes Kind vor dem Unglück gern bewahren wollte, ließ den Befehl ausgeben, daß alle Spindeln im ganzen Königreiche sollten verbrannt werden. An dem Mädchen aber wurden die Gaben der weisen Frauen sämtlich erfüllt; denn es war so schön, sittsam, freundlich und verständig, daß es jedermann, der es ansah, liebhaben mußte. Es geschah, daß an dem Tage, wo es gerade fünfzehn Jahr alt ward, der König und die Königin nicht zu Haus waren und das Mädchen ganz allein im Schloß zurückblieb. Da ging es allerorten herum, besah Stuben und Kammern, wie es Lust hatte, und kam endlich auch an einen alten Turm. Es stieg die enge Wendeltreppe hinauf und gelangte zu einer kleinen Tür. In dem Schloß steckte ein verrosteter Schlüssel, und als es umdrehte, sprang die Tür auf, und saß da in einem kleinen Stübchen eine alte Frau mit einer Spindel und spann eifrig ihren Hachs. »Guten Tag, du Mütterchen«, sprach die Königstochter, »was machst du da?« - »Ich spinne«, sagte die Alte und nickte mit dem Kopf. »Was ist das für ein Ding, das so lustig herumspringt?« sprach das Mädchen, nahm die Spindel und wollte auch spinnen. Kaum hatte sie aber die Spindel angerührt, so ging der Zauberspruch in Erfüllung, und sie stach sich damit in den Finger. In dem Augenblick aber, wo sie den Stich empfand, fiel sie auf das Bett nieder, das da stand, und lag in einem tiefen Schlaf. Und dieser Schlaf verbreitete sich über das ganze Schloß: der König und die Königin, die eben heimgekommen waren und in den Saal getreten waren, fingen an einzuschlafen und der ganze Hofstaat mit ihnen. Da schliefen auch die Pferde im Stall, die Hunde im Hofe, die Tauben auf dem Dache, die Fliegen an der Wand, ja, das Feuer, das auf dem Herde flackerte, ward still und schlief ein, und der Braten hörte auf zu brutzeln, und der Koch, der den Küchenjungen, weit er etwas versehen hatte, in den Haaren ziehen wollte, ließ ihn los und schlief. Und der Wind legte sich, und auf den Bäumen vor dem Schloß regte sich kein Blättchen mehr.

Rings um das Schloß aber begann eine Dornenhecke zu wachsen, die jedes Jahr höher ward und endlich das ganze Schloß umzog und darüber hinaus wuchs, daß gar nichts mehr davon zu sehen war, selbst nicht die Fahne auf dem Dach. Es ging aber die Sage in dem Land von dem schönen schlafenden Dornröschen; denn so ward die Königstochter genannt, also daß von Zeit zu Zeit Königssöhne kamen und durch die Hecke in das Schloß dringen wollten. Es war

ihnen aber nicht möglich; denn die Dornen, als hätten sie Hände, hielten fest zusammen, und die Jünglinge blieben darin hängen, konnten sich nicht wieder losmachen und starben eines jämmerlichen Todes. Nach langen, langen Jahren kam wieder einmal ein Königssohn in das Land und hörte, wie ein alter Mann von der Dornhecke erzählte, es sollte ein Schloß dahinter stehen, in welchem eine wunderschöne Königstochter, Dornröschen genannt, schon seit hundert Jahren schlief, und mit ihr schlief der König und die Königin und der ganze Hofstaat. Er wußte auch von seinem Großvater, daß schon viele Königssöhne gekommen wären und versucht hätten, durch die Dornenhecke zu dringen, aber sie wären darin hängengeblieben und eines traurigen Todes gestorben. Da sprach der Jüngling: »Ich fürchte mich nicht, ich will hinaus und das schöne Dornröschen sehen.« Der gute Alte mochte ihm abraten, wie er wollte, er hörte nicht auf seine Worte.

Nun waren aber gerade die hundert Jahre verflossen, und der Tag war gekommen, wo Dornröschen wieder erwachen sollte. Als der Königssohn sich der Dornenhecke näherte, waren es lauter große schöne Blumen, die taten sich von selbst auseinander und ließen ihn unbeschädigt hindurch, und hinter ihm taten sie sich wieder als eine Hecke zusammen. Im Schloßhof sah er die Pferde und scheckigen Jagdhunde liegen und schlafen; auf dem Dache saßen die Tauben und hatten das Köpfchen unter den Flügel gesteckt. Und als er ins Haus kam, schliefen die Fliegen an der Wand, der Koch in der Küche hielt noch die Hand, als wollte er den Jungen anpacken, und die Magd saß vor dem schwarzen Huhn, das sollte gerupft werden. Da ging er weiter und sah im Saale den ganzen Hofstaat liegen und schlafen, und oben bei dem Throne lag der König und die Königin. Da ging er noch weiter, und alles war so still, daß einer seinen Atem hören konnte, und endlich kam er zu dem Turm und öffnete die Tür zu der kleinen Stube, in welcher Dornröschen schlief. Da lag es und war so schön, daß er die Augen nicht abwenden konnte, und er bückte sich und gab ihm einen Kuß.

Wie er es mit dem Kuß berührt hatte, schlug Dornröschen die Augen auf, erwachte und blickte ihn ganz freundlich an. Da gingen sie zusammen herab, und der König erwachte, und die Königin und der ganze Hof - staat und sahen einander mit großen Augen an. Und die Pferde im Hof standen auf und rüttelten sich; die Jagdhunde sprangen und wedelten; die Tauben ~ auf dem Dache zogen das Köpfchen unterm Flügel hervor, sahen umher und flogen ins Feld; die Fliegen an den Wänden krochen weiter; das Feuer in der Küche erhob sich, flackerte und kochte das Essen; der Braten fing wieder an zu brutzeln; und der Koch gab dem Jungen eine Ohrfeige, daß er schrie, und die Magd rupfte das Huhn fertig. Und da wurde die Hochzeit des Königssohns mit dem Dornröschen in aller Pracht gefeiert, und sie lebten vergnügt bis an ihr Ende.

Ein Vater an seinen Sohn

Weihnachten 1939

Auf dem Bücherbrett, das aus einer Lubliner Schreinerei stammt und das ich mir selber hobelte, brennen die Weihnachtskerzen. Ich habe das Brett mit einem großen Bogen weihnachtsgrünen Papiers überspannt. Vom Gepäcknetz hängt ein Tannenzweig herunter auf das Brett, ein rotes Band und einige zusammengeschnorrte Silberfäden machen sein dunkles Grün bunter. Eine rote und drei weiße Kerzchen stehen zwischen ihm und der kleinen Bücherreihe. Zwei Flaschen Schnaps, eine goldenbraun, die andere smaragdgrün, spiegeln die zaubernden Flämmchen zurück. Und an der Wand in dieser kleinen verzauberten Ecke hängen Eberleins Bilder, aufgeklebt auf einem Bogen schwarzen Papiers. Etwas außerhalb, in der Mitte meiner Abteilseite, dort wo in den Schnellzugwagen sonst der Spiegel ist, hängt ein Schongauer Holzschnitt, Landsknechte. Zu dem Liniengeflecht seiner Zeichnung kommen jetzt im Licht die leicht bewegten Schatten hinzu, die der Tannenzweig wirft. Und das Abteil selber ist von schwebendem Lichte, erfüllt. Der Zug ist ganz still. Nur ganz selten trabt ein Paar Stiefel irgendwo auf dem Gang herum. Draußen summt eine Lokomotive, die zu einem benachbarten Zug gehört, von kochendem Wasser und zischendem Dampf. Der Laut ist uns seit langem gewohnt; heute erhält er in der Stille plötzlich wieder Wirklichkeitswert, er ist ein Rauschen von Wasser oder Wald.

Ich sitze da und denke an Euch. Und Eure Stimmen habe ich noch ganz im Ohr, Deine ruhige und tapfere, Eberleins aufgeregtes und fröhliches Erzählen, seine anschwirrende und weghuschende Wirbelwindstimme. Mein Liebes, ich bin trotzdem bei Euch an diesem Weihnachtsabend und freue mich mit Euch und sitze mit Euch unter dem Baum. Der Krieg ist auch in solchen Stunden stärkend und schön. Ich habe nie gewußt, wie sehr er gerade auch die innigen Gefühle vertieft. Man hat viel Bedürfnis, sich nach den heimischen Dingen hinzuwenden, und dies schafft Bindungen, macht Bindungen bewußter, die man früher beinahe nur hingenommen hatte. Welche Fülle von Glück und Geschenk der Alltag birgt, erkennt man erst, wenn man aus dem Alltag herausgenommen ist. Nicht nur ich spüre das so, ich beobachte dies täglich bei vielen Kameraden, ich habe erschüttert beobachtet, daß beispielsweise Ehen, die labil oder noch nicht im Lichte waren, erst hier, in den Gedanken der Trennung und der Sehnsucht, der Rechenschaft und der ernster werdenden Überlegung, wahrhaft für Zeit und Ewigkeit das Weihnachtsfest vertiefte, bin ich teilweise sogar dankbar, daß ich es hier verbringen muß. Freilich: nur teilweise.

Die Kerzen brennen mittlerweile herunter, es bildet sich ein Wachsfuß, der wie mächtiges Wurzelwerk eines alten Baumes aussieht. Auch bei Euch werden allmählich die Kerzen kleiner, Eberlein wird bald zu Bett gehen. Was er wohl alles mitnehmen wollen? Daß er von seinem Hammer mit solcher glühenden Leidenschaft geredet hat, erfüllt mich beinahe mit Sorgen: was wird aus Wänden und Möbeln werden? Nun, möge er zunächst einmal mit seinem Hammer im Arm glücklich schlafen!

Mein lieber Eberbub, Du hast mir gerade am Telefon erzählt, daß Dir der Weihnachtsmann einen schönen Weihnachtsbaum und eine Uniform und einen Hammer gebracht hat. Und dann ist die liebe Mutti wieder gekommen und hat mir gesagt, daß Da Dich ganz arg über den lieben Weihnachtsmann gefreut hast. Weißt Du noch, wie Dir der liebe Weihnachtsmann neulich sein Bild mitgebracht hht? Immer wenn es einmal ganz fest geschneit hat, dann kommt der Weihnachtsmann aus seinem Waldhaus in die Stadt und zu den Kindern. Und wenn die Kinder ganz brav waren und ihrer Mutti beim Arbeiten gut geholfen haben, dann britigt ihnen der Weihnachtsmann so schöne Sachen, wie er sie Dir gebracht hat. Denk Dir nur, was Du mit dem Hammer und der Zange alles machen kannst! Mutti wird Dir Brettchen und kleine Kistchen geben, die kannst Du dann alle ganz vollnageln, oder Du kannst einen Stall bauen oder eine Garage und lauter solche Sachen. Und wenn Du keine Brettchen mehr hast, weißt Du, wo Du wieder neue kriegen kannst? Da gehst Du mit der Mutti hinüber zu Frau Potzler oder zum Gemüsemänn und sagst: »Bitte, Frau Potzler, ich hab' so einen schönen Hammer gekriegt, können Sie mir nicht wieder Brettchen geben, weil ich keine mehr habe?« Und weißt Du, was Du dabei tun mußt? Du mußt Deine Uniform dazu anziehen! Wenn Du eine Uniform anhast, dann bist Du ein Soldat, und die Soldaten kriegen in den Geschäften immer alles, was sie haben wollen. Warum wohl? Nun, weil alle Leute die Soldaten gern haben. Weißt Du, da gibt es so böse Leute ganz weit weg, die sind so frech, daß sie allen braven Leuten was tun wollen. Die wollen den Weihnachtsbaum kaputt machen, und der lieben Mutti' wollen sie weh tun, und die wollen nicht haben; daß Du der Mutti hilfst, sondern Du sollst die ganze Zeit immer nur für diese bösen Leute arbeiten, und dann wollen sie Dich noch hauen auch, die ganz Frechen. Sollen wir uns das gefallen lassen? Nein, die hauen wir wieder! Aber ganz fest. Und siehst Du, da sind nun die Soldaten nur dazu da, daß die frechen und bösen Leute, die ganz weit weg wohnen, nicht zu Dir kommen können, und nicht zur Mutti und nicht zum Weihnachtsbaum, überhaupt nicht zu allen lieben Leuten. Das sind ganz viel Soldaten, so viel, daß Du Dir das gar nicht denken kannst. Die stellen sich an jede Straße hin, wo die Bösen vielleicht kommen könnten, und passen auf, ob einer anschleicht. Und wenn so einer angeschlichen kommt - was denkst Du wohl, was dann die Soldaten machen? Sie nehmen ganz, ganz leise, damit der Böse das nicht hört, ihr Gewehr, dann stecken sie eine Kugel hinein, dann legen sie das Gewehr an (die Mutti soll Dir zeigen, wie man das macht) - und dann: schießen sie! Bumm! Nochmal bumm! Es kracht ganz fürchterlich, So arg kracht es, daß der böse Feind schnell wieder davonläuft, er kommt vor lauter Bumm und lauter tüchtigen deutschen Soldaten gar nicht dazu, daß er Dir und Mutti und allen Leuten in München und Pasing, was tun könnte. Manchmal wird er dabei auch totgeschossen. So fest wird er da hinaufgeschossen bei dem gewaltigen Bumm, daß er hinfällt und gar nicht mehr aufstehen kann. Und dann kann er überhaupt nicht mehr nach München und Pasing laufen und die braven Leute hauen. Siehst Du, das machen die Soldaten. Sie schützen Euch alle vor dem bösen Feind. Und deshalb haben alle Leute die Soldaten gem. Wenn Du also in Deiner Soldatenuniform zu Frau Potzler kommst, dann wird sie sagen: »Ach, Eberlein, willst Du auch die bösen Feinde totschießen, damit sie uns nichts tun können? Wenn Du so ein tüchtiger Bub bist, dann kriegst Du natürlich alles was Du haben willst.« Auch die Mutti wird sich freuen, wenn Du ein Soldat bist; dann hat sie ja gleich zwei auf einmal. Denn das weißt Du ja, daß Vati auch so ein Soldat ist, der die bösen Feinde nicht hereinläßt. Deshalb muß der Vati auch so lange wegbleiben. Schon damals wie er fortgegangen ist, waren die Feinde so bö. Da ist der Vati mit vielen anderen Soldaten in einem ganz ganz großen Zug weit weggefahren bis an das Land, wo die Feinde gewohnt haben: das waren damals die Polen, die wollten alles kaputt machen, die Frechen. Da ist Vati aber mit seinem Zug ganz schnell hingefahren, und wie er die ersten Polen gesehen hat, hei, da ist er herausgesprungen aus dem Zug, hat sein Gewehr gepackt und het geschossen. Du glaubst gar nicht, wie die gelaufen sind. Die anderen Soldaten haben dann mit ganz großen Kanonen geschossen, die Flieger sind gekommen und haben geschossen, und so ging es zu, daß die Bösen jetzt überhaupt nichts mehr wollen, weil sie so furchtbar gehauen worden sind. Dafür sind aber jetzt andere Feinde gekommen, nirJit mehr die Polen, aber jetzt die Engländer. Nicht wahr, die hauen wir genau so wie die Polen? Denn wir dürfen doch nicht zulassen, daß die bei uns alles kaputt machen. Bei uns, da sollen die Kinder ruhio, spielen, und die Männer sollen arbeiten können. Und wer das nicht leiden will, der wird von den Soldaten dann eben gepackt und solange geschüttelt, bis er Ruh gibt. Weißt Du auch, wer am allermeisten aufpaßt, daß die Polen und die Engländer Dir und der Mutti nichts tun können? Der Hitlerführer! Das ist ein so lieber und tüchtiger Mann, daß er Tag und Nacht nur daran denkt: was muß ich tun, daß dem Eber und der Mutti und allen lieben deutschen Menschen nichts geschieht. Der hat uns alle so lieb, Du kannst Dir gar nicht denken, wie. Der Hitlerführer ist noch viel lieber als der Weihnachtsmann. Dem Hitlerführer müssen alle Soldaten helfen, daß er ,ganz richtig aufpassen kann, was die Feinde wieder wollen. Wenn Du mal ganz groß bist, dann wirst Du auch so helfen, nicht wahr?

Und nun, mein lieber Eber, gibst Du der Mutti einen ganz süßen Kuß, weil sie Dir den Vatribrief so fieb vorgelesen hat. Und dann gehst Du wieder zu Deinen Spielsachen (Du darfst nüt Deinem Hammer aber keine Nägel in die Stühle und Tische hineinhauen, Da darfst überhaupt nur auf Brettchen hämmern!), Du spielst jetzt schön mit dem großen Fässerwagen, und wenn es Abend ist, dann zündet die Mutti den Weihnachtsbaum an, daß er ganz schön ist und ganz

voll von brennenden Kerzen. Du setzt Dich sehr lieb zur Mutti hin und gibst ihr ein Eia - und dann geht es ins Bett. Und morgen früh - weißt Du was, da gehst Du mit der Hilde wieder zum Rodeln!

Leb wohl, mein lieber Eber, auf Wiedersehen.

Dein Vati.

Karl Richard Ganzer

Der Taler

Es war einmal ein kleiner junge den hatte sein Spielkamerad verlacht, weil er sich zu Weihnachten solche dummen Dinge wünsche, einen Baukasten, Malstifte, ein Pferdegespann - da sei ein Silbertaler z. B. doch eine ganz andere Sache, man könne sich etwas Ordentliches dafür kaufen, alles, was man wolle einen ganzen Laden vielleicht.

Und so geschah es, daß der kleine junge diesmal auf seinen Wunschzettel nur die beiden Worte »Einen Silbertaler« schrieb, ihn zusammenfaltete und vor das Fenster legte.

Am Heiligen Abend nun, als das Weihnachtsglöckchen verklungen war, führte die Mutter ein Kind nach dem andern an sein Tischchen, wo all die kleinen Herrlichkeiten bunt und geheimnisvoll aufgebaut waren. Über das letzte jedoch war nun ein weißes Tuch gebreitet, und auf einem Teller lag funkelndes neu und blitzend ein Silbertaler.

Bald begann in der Weihnachtsstube ein frohes Leben aus einer Ecke trompetete der Fritz, das Brüderlein rutschte mit der Wackelente umher, und die Schwester rührte auf dem neuen Herd etwas Unausprechliches. Nur der Hans stand noch immer vor seinem Teller und drehte den Silbertaler stumm zwischen den Fingern. Auf einmal schlich er sich leise zur Tür hinaus und verschwand auf den kleinen Balkon vor der Küche, unter dem der Bach friedlich wie immer plätscherte. Als die Mutter ihm nach einer Weile nachging, fand sie ihn an das Geländer gelehnt, bitterlich weinend. Und als sie ihn fragen wollte, hob er seine Hand und warf etwas hinunter in das rauschende Wasser, etwa Blinkendes, Funkelndes Neues. Da zog sie den kleinen jungen behutsam mit sich zurück in die Weihnachtsstube und führte ihn noch einmal an dasselbe Tischchen wie vordem, und siehe da, da war der Teller plötzlich verschwunden und statt dessen lagen eben solche geheimnisvoll verschnürte Päckchen, Zweig und rotbackige Äpfel darauf, wie sie bei den Geschwistern gewesen waren.

Die Mutter fuhr dem Hans aber über den Haarschopf und hatte ein fröhliches Gesicht.

Lisl Wollersberger-Schmidt

Sonnwend 21.12.

Wir treten zusammen in einen Kreis
Und brennen das Feuer nach alter Weis'.
Wir brennen das Feuer, so wie es getan
Zu ihren Zeiten der Vater und Ahn.
Das Feuer der hohen Sonnenwend,
Das in der Nacht mit den Sternen brennt.
Der Lauf der Sonne steigt auf und ab,
Wir selber gehn von der Wiege ins Grab.
Doch heute schlagen die Flammen auf,
Wir rufen den Tod und das Leben herauf,

Wir rufen die, die ihr Tagewerk tun,
Wir rufen die, die in Gräbern ruhn,
So Mann wie Weib, so Kind wie Greis,
Die Toten stehen mit uns im Kreis.
Ein jeder, der diese Erde beging,
Der schließt mit uns um das Feuer den Ring,
Auf daß wir beschwören mit Feuers Macht
Den Lauf der Sonne in dieser Nacht.

Brenn, Feuer, brenn auf!

Schlag Hader und Zwietracht tot!
Schlag jeden Feind, der das Land berennt,
Damit das Feuer des Herdes brennt,
Damit kein Verderber die Saat verdirbt,
Damit kein Sproß an der Seuche stirbt.
Brenn, Feuer, züi End,
Damit sich das Unheil wend'.
So brennt das Feuer, tut ab die Not,
Gott geb uns das Leben und sdigen Tod!

Hans Leifhelm

Vom Sinn des Krieges

So wie das Volk im Feld kämpfende Kameradschaft ist, so soll Deutschlands innerer Aufbauorganisierte Volkskameradschaft sein. Der Soldat selber wird dafür sorgen, daß dem Gesetz der Kameradschaft, das draußen gesiegt hat, auch im Innern überall zum Siege verholfen wird. Und so wie die feldgraue Kameradschaft nicht in Schönrednerei besteht, sondern darin, daß man mit seinem Kameraden das letzte Brot und Wasser, das Stroh für die Liegestatt teilt, daß man ihm das Gerät traaten hilft, daß man ihm in den gefährlichsten Augenblicken beispringt, so wird der nüchterne und gleichzeitig hochstrebende Sinn des Soldaten bewirken, daß in Deutschland mehr und mehr die gegenständliche Kameradschaft ersteht, der Gemeinschaftsgeist sich im Alltagsleben durchpaukt und von da einporreicht bis zu den obersten Dingen.

Deutschland ist das Herz Europas und das Herz der Welt. Wir aber sind die Kraft, die in diesem Herzen hämmert. je stärker, je reiner, je wesenhafter diese Kraft, desto besser wird sie ihren heiligen Beruf erfüllen. Der Krieg ist in seiner innersten Wirklichkeit eine heilige Wandlung. Wer die Feuertaufe empfangen hat, wem der Tod in den tausendfachen Gestalten der Feldschlacht über den Weg gelaufen ist, wer den schweren Opfergang des Krieges durchschritten hat, dessen Augen haben einen neuen Glanz, dessen Sinne sind wissender, dessen Menschentum ist wesenhafter geworden. Daß wir als ganzes Volk aus der Feuertaufe und Todesgefahr des Krieges, aus Tat und Opfer geläutert, innerlich mächtiger, wesenhafter hervorgehen, das soll der größte Kriegsgewinn sein. Das walte Gott!

Kleo Pleye

Lob der Winterstille

Kind, nun laß uns so leise sein
Wie der Schnee, der lautlos fällt.
Keiner wird jemals weise sein,
Der nicht schweigsame Einkehr hält.

Die Flocken schweben so sacht herab
Im silbernen Dämmerlicht,
Und jede findet zur Erde, zum Grab -
Und die Flocken beeilen sich nicht.

Sie weben den Gärten ihr Wintergewand,
Gezeichnet von zierlicher Spur.
Unendlicher Friede liegt über dem Land -
Was lärmten und hasten wir mir?

Kind, wir wollen so leise sein
Wie die Wunder der Winterwelt -
Glaube mir, keiner wird weise sein,
Der nicht schweigsame Einkehr hält.

Heinrich Anacker

Das erste Geschenk

Wenn die Bergleute vom Schacht kommen, haben sie noch den Lärm der Bohrhämmer im Ohr, und das fahle Dämmern der Grubenlampen schwimmt noch in ihren Augen, und der dumpfe Atem der Erdhöhlen füllt noch ihre Lungen. Darum gehen sie langsam den Weg nach Hause, daß die Ohren wieder richtig hören und die Lungen freier atmen und die Augen wieder ordentlichen Glanz kriegen.

Es muß schon etwas Besonderes sein, wenn Bergleute einen eiligen Heimweg haben. Es muß zum Beispiel ein winziges Bürschchen daheim im großen Bett liegen, frisch zur Welt gekommen, mit Augen vor sehnsüchtiger Erwartung, daß der Vater dieses Bürschchens endlich von der Schicht kommt.

Drei Tage hat es der lange Hannes so eilig mit der Heimkehr gehabt, daß die anderen lachten. Nach den ersten zehn Schritten war der Lärm der Bohrhämmer schon aus den Ohren. Wie wenn man eine Schallplatte wechselt, war es. Wie der Junge schreit, wenn er Hunger hat, klang es in den Ohren. Das beschleunigt die Schritte, denn die Frau könnte einmal eingeschlafen sein, könnte es gar nicht hören, daß der Junge vor Hunger schreit. Da geht man nicht erst durch die Stadt, sondern gleich hinter dem Grubenzaun über die Felder, den Berg hinauf, ein Stückchen durch den Wald. Schon ist man zu Haus.

Drei Tage ist der Junge alt, und dreimal ist der lange Hannes den Weg über die Felder gelaufen, Heute guckt er bloß ein bißchen sehnsüchtig nach links um den Grubenzaun und geht dann den graden Weg, der in die Stadt führt.

Die ersten Lampen leuchten in den Läden auf, und die Schaufenster tragen noch den bunten Weihnachtsschimmer, den sie die ganzen letzten Wochen gehabt haben. Aber es sind nur noch die Nachzügler unterwegs, die anderen halten & ich schon bereit, die Kerzen am grünen Baum anzuzünden. Das Dämmern braucht nur noch zum Dunkel zu werden.

So ein Nachzügler ist der Hannes, aber schuld ist daran das Bürschchen, das zu Hause in dem großen Bett liegt. Für die Frau hat er längst besorgt, was nötig war. So steht er als einsamer Gast vor dem langen Ladentisch. Was man wohl so einem kleinen Kind zu Weihnachten schenken könne, heil! Das Fräulein will erst einmal wissen, ob es ein Junge oder ein Mädchen sei, und fragt dann noch nach der Zahl der Jahre. Der Hannes nennt die Zahl der Tage und meint, daß es selbstverständlich ein Junge sei.

Das Fräulein legt eine weiße Kinderklapper auf den Tisch und sagt, das sei das richtige. Der Hannes nimmt das weiße Ding in seine kohlegesprenkelten Fäuste, läßt es klappern und winkt, ab. Das Fräulein bringt einen Bär, der brummt, wenn man ihn auf den Bauch drückt. Der Hannes läßt ihn brummen und schüttelt den Kopf. Das Fräulein wiegt ein Püppchen im Arm, das verdreht die Augen, wenn man es auf den Kopf stellt. Der Hannes stellt es gar nicht erst auf den Kopf, sondern legt es gleich beiseite,

Das Fräulein wird ein wenig ratlos, aber der Hannes zeigt mit dem Daumen auf ein Regal, das etwas abseits steht. Dort sind in Reihen Pferdchen angetreten, vom spanngroßen angefangen bis zum halbmeterhohen. Der Hannes zeigt auf eins, das vielleicht zwanzig Zentimeter hoch ist und das Fräulein stellt es zögernd auf den Ladentisch.

»Aber«, sagt sie, »aber das ist doch nichts für ein ganz kleines Kind!«

Es ist ein Pferdchen, das ein richtiges braunes Fellchen hat mit blitzendem Zaumzeug und blanken Ziehriemen. Auf einem Brettchen steht es, das vier kleine Räder hat, und auf den Rädern rollt es der Hannes hin und her, immer auf dem Ladentisch hin und her.

Der Weg nach Hause führt dann doch noch über ein Stück Feld, wo die Stille träumt unter weißen Sternen. Weiße Sterne und dunkle Stille tragen tausend Träume, die mit wachen Augen geträumt werden am Abend der grünen Tannen und lichten Kerzen. Das erstemal hat der Hannes der Mutter den Wunsch in das Ohr geflüstert, damals, als er noch ein Kind war. Dann hat er ihn auf die Schiefertafel gekratzt, dann auf ein leeres Blatt aus einem alten Schreibheft gemalt.

Der Wunsch blieb sich immer gleich: »Es soll ein Pferd sein!« Man hätte es an eine alte Kiste binden können oder an eine Zigarrensachtel, da wäre gar kein Wagen notwendig gewesen.

Durch den Wald geht der Weg, das letzte Stück, ehe die Siedlung beginnt. Die Wipfel sind alle wie Weihnachtsbäume, und die Sterne sind nah, als wollten sie gleich wie Kerzen auf die grünen Zweige sinken.

Es war umsonst, auf die Schiefertafel zu kratzen, es war vergeblich, ein Blatt aus dem alten Heft zu reißen. Manchmal lagen ein Paar warme Strümpfe auf dem Weihnachtstisch, manchmal eine neue Jacke, einmal standen sogar Schuhe unter dem Lichterbaum.

Immer aber strichen Mutters Hände über Kinderwangen, und manchmal, wenn der Vater lange Wochen ohne Arbeit war, blieb dieses Streicheln der harten Hände das einzige Geschenk. Und Mutters Hände löschten ganz zart das schlimme Weh in dem kleinen Herzen, löschten sogar, was auf der Schiefertafel oder auf dem Blatt aus dem Schulheft stand: »Es soll ein Pferd sein!«

Jedes Feld geht zu Ende und jedes Stückchen Wald, und die Träume bleiben draußen in der dunklen Weite, über der weiße Sterne flimmern.

Sie feiern Weihnacht am Bett der Frau, und ihre Decke ist wie ein lieber Gabentisch. Das Bürschchen ist eng an die Mutter gerückt und preßt seine kleinen Fäuste an die schlafroten Wangen.

Und wie der Kerzenschimmer seinen lichten Schein um das schlafende Kind legt, greift der Hannes hinter sich und schält aus raschelndem Papier das erste Weihnachts",eschenk für sein Kind. Ein Pferdchen mit einem richtigen braunen Fellchen, mit blitzendem Zaumzeug und blanken Ziehriemen.

»Ach jeh!« sagt die Frau und lacht hellauf und guckt auf das kleine Bündel neben ihr. Der Hannes aber bleibt ganz ernst. Er legt das Pferdchen auf die Decke, ganz nahe an das Bürschchen, daß es noch seltsamer aussieht.

Und dann sagt er ein Wort: »Ich hab' meine ganze Kindheit darauf gewartet, er soll es besser haben.«

In dem Wort verfliegt das Lachen der Frau, es bleibt nur als tiefes Leuchten und Schimmern in ihren Augen zurück. Das Bündel neben ihr regt sich. Das Bürschchen streckt sich und blinzelt in das Schimmern der Kerzen.

Da löst die Frau ganz sacht die Kinderhand von der schlafroten Wange und läßt sie einmal über das Pferdchen streicheln, über das braune Fellchen, über das blitzende Zaumzeug und über die blanken Ziehriemen.

»Du hast ihm etwas ganz Schönes geschenkt, Vater!« sagt sie leise. Sie nennt ihn nicht mehr Hannes und nicht mehr Mann. Vater sagt sie - wie alle Bergmannsfrauen sagen, die der Freude ihrer Kinder lauschen in dieser sternenlichten, stillen Nacht.

Robert Schultz

Soldatenweihnacht

Nun zünden sie bei uns zu Haus
die bunten Kerzen an. -
Die ärmste Hütte schmückt ein Strauß
den dunkelgrünen Tann.

Und wo uns eine Ferne trennt
da ist kein Weg zu weit,
daß nicht das Licht der Weihnacht brennt
in unsere Einsamkeit...

Helmut O. Wegener

Der alte Much feiert Weihnacht

Eine Handvoll Berg und ein Schüppel Wald ist grad gut genug, damit sich einer hinter der Welt, der abscheulichen, verstecken kann, wenn es not ist.

So hat der alte Much getan. Weiß Gott, was ihn aus dem Leben versprengt hat. Einmal ist er einer von den wildesten Burschen gewesen, hinter den Gemen her hoch oben auf der Alm. Dann kam der Krieg. Der hat ihm die Wildnis aus dem Blut genommen. Dann kam Arbeit und Plag auf dem Hof, ein mühsames Bauernleben. Als ihm das Weib

verstorben war und als die Jungen gegen den Alten zusammenstanden, da hat er das Bauernsein aufgegeben und ist in die Einsicht verschloffen wie der Dachs in seinen Bau, wenn die Welt kalt und finster und fremd wird. -

Der Schnee liegt klawertief überall. Die lärchenen Scheiter krachen im Ofen. Die Zeit geht tot durch die niedere Holzknechtsstube, in der er haust, denn niemand zählt die Stunden. Der Sturm rüttelt an den Fensterscheiben. Der Alte hockt auf der Bank, breit den Rücken gegen den Ofen gestemmt und schnitzt an einem zähen Lärchenast. Er hebt zu reden an mit sich selber, wie die einsichtigen, leutescheuen Menschen tun.

»Lueder, du zachs«, knurrt er den Ast an und drückt schwer das Messer nieder, »hascht a nix Feines derlebt draußen in der Welt, weil du gar so zach bischt.« Seine Augen suchen eine Weile an dem Ast herum. Er schüttelt den Kopf. Noch weiß er nicht, was aus dem Ast werden soll. »Bischt wohl ah so alloan wie i, alloan in der Welt, im schiachsten Wetter, ohne Hilf und Verlaß... «

Fest hält er den zähen widerspenstigen Ast in der Faust und stößt zornig hervor: »Und ischt do tausendmal besser alloan! Nix wissen von der Welt, der abscheulichen!«

Da horcht er auf. Es klopft jemand draußen den Schnee von den Schuhen. Es tappt einer nach der Tür. Ein Fremder ist da, ein Mensch, jetzt mitten im Sturm. Einen Blick nur tut er von seinem Ast zur Tür hin. Es ist der Luis, der dort steht, der lange Hörhager Luis, der die Barb, die älteste von seinen Töchtern zum Weib genommen hat. Er steht auf der Türschwelle, auf und auf ist er voll Schnee, das Eis hängt ihm am Bart. »Die Barb... «, sagt er, die Stimme ist ihm schier erfroren in der Kältert, »die Barb 'hat "mir an Grueß aufgeben... «

Der Alte schaut nicht auf. Er schnitzt an seinem Ast, als wär'das fürihn das einzige, das noch im Leben zu tun ist. Der Luis schaut auf den Alten nieder und sucht nach dem rechten Wort. Ja, es steht so viel zwischen ihnen. Der alte Much hat nichts wissen wollen von der Heirat, hat sich gewehrt dagegen. Aber er hat die Barb nicht gelassen. Und wenn er auch bloß ein windiger Holzknecht ist, die Barb hat es nicht schlecht bei ihm. Nur eines möchte sie: den Frieden mit dem Vater. Der Gang ist dem Luis nicht leicht geworden.

»Vater... «, würgt er hervor, das Wort, er sagt es bloß der Barb zulieb, »Vater, es ischt do Weihnacht heut und... «

Der Alte schaut nicht von seinem Ast auf. »Weihnacht«, lacht er heiser auf.

Das Lachen geht dem Luis ins Herz. Er will fort. Aber dann faßt er sich wieder.

»Hab' eine Botschaft auszurichten«, sagt er ernst. »Brauch keine Botschaft!« stößt der Alte hervor und schneidet ins Holz ganz wild.

Dem Luis ist, als tät ihm das Messer ins Herz schneiden. Aber er denkt an die Barb daheim. Da wird ihm warm ums Herz. »A Kindl ischt da«, sagt er, und die Freude zittert in seiner Stimme, »a Buebl ischt es, mier wölln es Michel nennen, nach Euch, Vater!«

Der Alte horcht auf und sinnt der Botschaft nach eine Weile lang. »A Buebl«, sagt er, und beugt sich wieder über seinen Ast.

Der Luis steht und wartet. Der Alte arbeitet schweigend weiter, als wäre er ganz mit sich allein. Dann hält er das Holz weit vor sich hin. Er schließt die Augen bis auf einen schmalen Spalt, und wie er nun so über das Holz hinblinzelt, sieht er erst, was aus der Schnitzerei wird. Da ist sein Cesicht mit einem Male ganz verwandelt.

»Dös werd ja a Kindl, a kloans«, sagt der Luis und schaut nieder, wie aus dem zähen Ast ein zierlicher Kopf hervorwächst, dann die Schultern, die Glieder, ein richtiges Weihnachtskindl, wie es überall in Tirol Brauch ist.

Der Alte, als schäme er sich seiner Arbeit, schiebt das Schnitzwerk in den Sack. »Kimm, Luis,« sagt er und steht auf und geht voran, »gehn mier zum Michele!«

Und als er dann an diesem seltsamen Abend, den die Menschen den heiligen nennen, vor dem kleinen Bübl steht, da fällt alle Bitternis und Härte von ihm ab, und er ist nichts mehr als der alte Vater, der vor seinem Enkelkinde sitzt und selig ist über das Wunder, das Gott getan.

Und dann legt er das Kindl, das er aus dem Lärchenast geschnitzt, als seine Gabe hin und spürt den Frieden der heiligen Zeit tief in seinem Herzen.

Das neue Leben

Im Morgengrauen des ersten Weihnachtstages griffen die Sowjets an. Unter denen, die der Ruf »Alarm!« auf ihren Platz in den Gräben und Löchern befahl, war auch der Gefreite Lechner, Schütze 1 am Maschinengewehr.

Die Bolschewisten stürmten unter Urröh-Gebrüll auf die Stellung zu, Welle nach Welle, ohne Pause - wogende Menschenmassen im dahitiefegenden Schneesturm. Das starke Abwehrfeuer riß große Lücken in ihre Kolonnen, aber die noch davon Verschonten kamen immer näher - und es waren derer genug...

Im ersten, fahlen, Licht des Morgens glaubte man schon ihre Gesichter zu erkennen, grausam verzerrte, von tückischer Besessenheit erfüllte, unbarmherzige Gesichter...

Hans Lechner fühlte lähmendes Grauen in sich aufsteigen. Aber er bezwang es, wurde plötzlich von großer Ruhe und Kraft erfüllt. Er wußte sich umgeben von geliebten Gestalten, die unsichtbar in dieser Stunde an seiner Seite standen, fragend und fordernd. Mahnten sie nicht, ein großes Erbe zu wahren und zu vollenden? Der Sekondeleutnant Ludwig Lechner, der sich bei Sedan durch kühnen Husarenritt das Eiserne Kreuz erwarb, und der Leutnant Joachim Lechner, der -gleichfalls ausgezeichnet mit diesem schlichtesten und schönsten aller Orden - bei seinen Männern aushielt bis zuletzt...

Bis zuletzt!!!?

Der Gefreite streute seine Garben mit zusammengebißenen Zähnen in die immer dünner werdenden Reihen.

Als der Kamerad neben ihm jäh zusammensank, meldete er mit lauter Stimme, alle innere Bewegung trotzig meisternd: »Schütze 2 ausgefallen«, schoß die letzte Gurte leer, zog die Pistole und steckte sie neben die griffbereiten Handgranaten in das Koppel...

Doch, gottlob, da kam schon der Schütze 3 mit neuer Munition keuchend gesprungen und warf sich neben ihn. Wieder ratterte das Maschinengewehr - welch befreiender Klang! -, wieder streute es in die neu heranbrandende Welle Tod und Verderben.

»Ja, bis zuletzt!« sagte der Gefreite. Er sagte es mit verbissenem Gesicht und kurzem Auflachen, als sie in Sekundenschnelle den glühend heißen Lauf wechselten. Und so laut und bestimmt, daß ihn der Mann an seiner Seite verwundert anschaute und sich sofort noch mehr in allem beeilte, was er zu tun hatte und tun konnte, um die Waffe feuernd zu erhalten...

Dann war es, so schnell wie es kam, vorbei. Nach letzten aufpeitschenden Schüssen, letzten heranheulenden Granaten breitete sich wieder die Stille - unfäßbar zunächst - aber die Landschaft aus.

Und wo eben noch der immer nahe, wild um sich greifende Tod lauerte, in den Gräben und Löchern, erhob sich nun in denen, die er verschonte, ungebeugt das Leben.

Über die von Granattrichtern aufgewühlte Erde gingen sie schweigsam, manchen gefallenen Kameraden tragend, den Bunkern zu. Noch stand das Grauen und der Wille, es zu meistern, hart nebeneinander in den verschlossenen Gesichtern. Dolch schon huschte darüber ein glücklicher Schein ...

Nun, dasie alles sieghaft bezwungen und überstanden hatten, fühlten sie jenes unbeschreibbare Glück, dessen sich auch der Tapferste und gerade er nicht zu schämen braucht. Das alles überstrahlende, nie so heiß empfundene, neu geschenkte Glück, zu leben!

Noch lange saßen sie, müde zurückgebeugt, nachdenklich, fast wortlos im Bunker. Denn auch die Stunde nachher fordert noch Kraft und will gemeistert sein. Dann aber stand einer auf - es war der Gefreite Lechner - und zündete die Kerzen des Weihnachtsbaumes an. Er tat's mit fast trotziger Gebärde und als gälte es, den Bunker mit dem Licht neuen Lebens zu füllen...

Sie sahen es alle - und ein Lächeln glitt über ihr Antlitz, das sich endlich ganz entspannte.

Hans Lechner schaute froh in die aufflackernden Flämmchen, strich wie liebkosend über die Briefe in seiner Tasche hin und sagte leise in die Stille hinein:

An Weihnachtsbrief an Frau und Kinder

Ich bin, heute zu Euch gereist, ohne Urlaubsschein, ohne Fahrschein, nur mit dem leichten Gepäck meiner Träume und Gedanken beladen. Ich bin gekommen, um bei Euch zu sein, wenn die Kerzen am Weihnachtsbauni angezündet werden. Ich bin gekommen nur in Gedanken, ja nur so. Es ist wunderbar, nur in Gedanken zu reisen. Ich spürte ganz deutlich, wie meine Schritte vom Bahnhof beschwingt wurden, wie ich um die Ecke bog, wie meine Stiefel im Schnee knirschten; dort drüben unser Haus, im Gärtchen die schützend abgedeckten Rosenbüsche. Ich klingelte, dreimal ganz kurz, wie früher; dreimal kurz, das war ich. Ein leichter Schreck wird Dir ins Herz gefahren sein, denn nieinand, außer mir, würde dreimal klingeln. Das witternde Schleichen der Kinderbeinchen hörte ich im Flur. Wer ist da? rief die Große. Gezogen gleichsam wie aus einem fernen Traum hast Du den Schrei der Kinder gehört, den Jubel ihrer hellen Stimmen. Ich bin nun da, liebe Frau. Ich bei Euch, obschon ich geschrieben habe, daß ich nicht kommen würde. In Gedanken bin ich bei Euch.

Ich denke jetzt daran, als ich damals auszog, im August 1939. Ich denke daran, wie die Tage und Wochen wuchsen. Ich denke an die erste Krimweihnacht im Bunker am Westwafl, wo ein kümmerliches und beklagenswertes Bäumchen den Weihnachtsabend erhellte, ich denke an die zweite Weihnacht im einsamen Unterstand am Meer, und nun ist die dritte Kriegsweihnacht da. Aber nun bin ich bei Euch. Du hast die Kerzen angezündet, Dein Wesen ganz und gar den Augenblick zugewandt. Ein tiefes Strömen ist in Dir. Dort stehen die Kinder, fiebernd glühend, was der Weihnachtsmann gebracht hat. Drei Paar Kinderaugen sind unverwandt auf die flackernden Kerzehlichter gerichtet. Stumm und beglückt stehe ich in der Ecke, sehe die Gesichter der Kinder, das Leuchten und Glänzen in ihren imschuldigen Augen, aus denen eine unzerstörbare Gewißheit erwächst. Der Weihnachtstisch ist nicht so reich gedeckt wie einst; es ist gut so, daß wir uns bescheiden müssen. Kein Klagen und Jammern ist bei Dir laut geworden, kein Wort des Unzufriedenseins, des Kkinmutes und des Haders. Ein tief strömendes Glücksgefühl will mich überkommen, liebe Frau.

Es ist jetzt, während ich den Brief schreibe, drei Uhr des Morgens. Ein kleines Kerzenlicht wirft seinen Schein in die enge Bleibe, in der nun alles weicher geworden ist. Um mich versammelt sind die schlafenden Kameraden. Mir ist wunderlich zumute, denn mitsamt dem Schnarchen des einen segelt nun meinerseits ein tiefströmendes Gefühl des Glückes, der Dankbarkeit durch den engen Bereich unseres Gemaches. Man hat es nie glauben wollen, daß diese rauen Seelen, die dort schlafen, die schossen und auf die geschossen wurde, so schlafen könnten. Ich weiß, wohin ihre Träume gehen. Der da, der hat ein Kind von zehn Monaten, das hat er noch nicht gesehen; diese beiden, Ernst und Robert, sind genau ein Jahr lang nicht mehr zu Hause gewesen. Der Leutnant hat elf Monate seine junge Frau nicht mehr gesehen, und nun liegt er da in der stillversonnenen, nächtlichen Stunde. Weißt Du, liebe Frau, wo die Träume all dieser Männer münden? Kein Weihnachtsbaum läßt uns hier seine Lichter flackern. Draußen tastet die Kälte um die einsame Kate. Des Postens Stiefel knirschen im Schnee, zwölf Schritte fünf, zwölf Schritte her. Manchmal hält der Posten inne, vielleicht geht sein Blick zu den Sternen, den milden und versöhnenden Kameraden am winterlichen Himmel. Er wird sich gar nicht schämen, zu gestehen, daß er mit seiner Frau, mit seinem jungen, innige Zwiesprache hält. Und es ist kein falscher Klang dabei, wenn er sagt: Ich bin dir gut.

Gleich, liebe Frau, werde ich mich zwischen die Schlafenden legen. Ich werde die Gedanken wandern lassen durch die Träume und werde zu Euch kommen. Ich werde ganz nah bei Euch sein, ganz nah bei Dir und den Kindern.

Walter Henkels

Die Ehe ist der Anfang und der Gipfel aller Kultur. Sie macht den Rohen mild, und der Gebildete hat keine bessere Gelegenheit, seine Milde zu beweisen. Unauflöslich muß sie sein: denn sie bringt so vieles Glück, daß alles einzelne Unglück dagegen gar nicht zu rechnen ist. Und was will man vom Unglück reden? Ungeduld ist es, die den Menschen von Zeit zu Zeit anfällt, und dann beliebt er, sich unglücklich zu finden. Lasse man den Augenblick vorübergehen, und man wird sich glücklich preisen, daß ein so lange Bestandenes noch besteht. Sie zu trennen gibt's gar keinen hinlänglichen Grund. Der menschliche Zustand ist so hoch in Leiden und Freuden gesetzt, daß gar nicht berechnet werden kann, was ein Paar Gatten einander schuldig werden. Unbequem mag es manchmal sein, das glaub' ich wohl, und das ist eben recht. Sind wir nicht auch mit dem Gewissen verheiratet, das wir oft gerne los sein möchten, weil es unbequemer ist, als uns je ein Mann oder eine Frau werden könnte?

Ja, es ist ein Klingen
in der weiten Welt,
und die Tiefen schwingen
dem, der stille hält.

Will sich offenbaren,
was doch ewig schweigt,
nun du deinem klaren
Stern dich hingeneigt.

Nach den schweren Tagen,
wenn du stumm gewacht,
standen groß die Fragen
in der dunklen Nacht.

Doch wo so das Eigen
und das Ich versank
und die Herzen schweigen
hart im Schwerterklang. -

Wo das Letzte gerne
Trotzig hingegeben -
stehen hell die Sterne
über allem Leben.

Wolfgang Jünemann

Von Balders Tod und Wiedergeburt

Es war einmal ein Mann und eine Frau, die hatten zwei Kinder, einen Jungen und ein Mädchen, und sie wohnten in einer Hütte am Walde. Es war Winter und dunkle Nacht und kein Licht in der Hütte. Als sie so saßen, hörten sie eilige Schritte ums Haus, und es wurde an den Laden geklopft.

»Wer ist draußen?« fragte der Mann.

Eine rauhe Stimme antwortete: »Die Riesen haben Bilder erschlagen, Die Sonne ist tot.«

Da fürchteten sich die Leute sehr. Dann aber sprach der Mann: »Vielleicht starb er nicht ganz, und wir werden ihn wiedersehen.« Dann nahm der Mann das Mädchen an die Hand und die Frau den Jungen, und sie machten sich auf, die Sonne zu suchen.

Als sie aus der Hütte traten, war dunkle Nacht, es ging ein eisiger Wind, von den Bergen wehte der Schnee. Sie wanderten lange auf gebahnten Wegen und über unebenes Feld.

Endlich fanden sie einen Stall. Da lagen die Schafe und schliefen wie tot. Nach einer Weile kamen sie zu einem Bach, aber das Wasser war gefroren und die Fische standen erstarrt unter dem Eis. Und als sie abermals eine Zeitlang gewandert waren, sahen sie Bienenstöcke am Wege. Sie hielten die Ohren daran, doch vernahmen sie weder Summen noch Schwirren.

»Sie sind erfroren«, jammerten die Kinder.

Danach kamen sie in einen großen Wald, dort gingen sie lange umher, wußten weder aus noch ein. Die Kinder fürchteten sich und begannen zu weinen.

»Seid stille«, sagte der Vater, »wir werden die Sonne finden.«

Wie er noch sprach, trat ein Hirsch aus dem Walde, der gesellte sich zu den Menschen und fragte: »Was sucht ihr im Walde?«

»Wir suchen die Sonne«, sagte die Frau.

»So will ich mit euch gehen«, sprach der Hirsch und ging mit den Menschen. Über ein Weilchen kam ein Reh, das fragte auch: »Was sucht ihr im Walde, es ist Winter und dunkle Nacht?« Und die Menschen sagten wieder. »Wir suchen die Sonne.« Da sprach das Reh: »So will ich euch suchen helfen«, und ging mit den Menschen. Es dauerte nicht lange, so hüpfte ein Hase herzu, der tat die nämliche Frage. Ein Kreuzschnabel flog ans den Fichten, und als er hörte, daß es zur Sonne ging, flatterte er mit von Baum zu Baum. Schließlich stellte sich ein gewaltiger Bär in den Weg! vor dem fürchteten sich die Kinder noch nicht. Der Bäraber sprach: »Habt keine Angst, auch ich will etlich lielfen.« Und es kam der Dachs und der Luchs, die Maus und der Igel, Spechte, Finken und Meisen. Wid alle Tiere des Waldes. Sie weinten um Balders Tod und wanderten mit den Menschen, die Sonne' zu suchen. Aber keiner wußte den Weg. Als sie so im Walde herumirrten, kam der Fuchs, den fragten sie um Rat. Der Fuchs wußte Bescheid. »Folgt mir«, sprach er, »ich will euch führen.«

Er trabte voran, und alle folgten dem Fuchs. Nach einiger Zeit standen sie vor einem hohen Berg. Da sprach der Fuchs: »Wir sind da.« Aber der Berg trug einen Panzer von Eis und Schnee, und es war kein Eingang zu sehen. Da kratzte der Bär mit den Pfoten, bis er das Tor unter dem Eise gefunden hatte. Das Tor jedoch war verschlossen, und soviel sie auch riefen, niemand öffnete ihnen.

Da lief der Hase in den Wald, und bald kam er zurück und brachte eine Haselrute getragen. Mit der Hasel schlug der Mann gegen das Tor, und beim dritten Schlag brach es auf.

Da standen sie auf einmal in einem großen Saal, der funkelte und glänzte wie ein Antikont und Smaragd, und mitten im Saal saß eine Frau, die war schön wie der Tag. Sie hatte Haare von Silber, und auf dem Schoß hielt sie ein kleines Kind, das lachte freundlich wie die Sonne.

»Was wollt ihr?« fragte die Frau.

Die Tiere verneigten sich tief, und der Mann gab zur Antwort: »Bilder ist tot, auf der Welt ist es finster und kalt, wir müssen alle erfrieren. Darum sind wir gegangen, die Sonne zu suchen, und nun sind wir hier.« »So seid ihr recht«, sprach die Frau. »Ich bin die Frau Holle und dies ist mein Kind, es heißt Balder, ich habe es wiedergeboren in dieser Nacht.«

Der Mann und die Frau traten zu dem Kindlein, gaben ihm die Hand und wünschten ihm Gesundheit und langes Leben. Der Junge wünschte dem Kinde Stärke und das Mädchen ein holdes Gesicht. Und nacheinander traten die Tiere zu dem Kindlein und jedes sprach seinen Wunsch. Das Kindlein lachte sie alle an. Die Frau Holle aber hob das Kind in die Höhe, küßte es und sprach zu den Gästen: »Wartet eine kleine Zeit, dann seht ihr die Sonne aus dem Berg hergehen. Dann sollen alle Wasser fließen, alle Kindlein müssen springen, und das Korn wird reifen. Ihr selber sollt singen und fröhlich sein.«

Als sie das sprach, klang der Berg, und die Halle strahlte noch heller als tausend Kerzen. Die Frau Holle schenkte dem Knaben ein Körbchen voll reifer Äpfel, die hatten rote Backen und dufteten köstlich. Dann schnitt sie ein Bündel ihrer silbernen Haare ab und legte sie in die Hände des Mädchens. Der Frau schenkte sie ein Abbild der Sonne, die saß auf einem goldenen Baum, und auch den Tieren gab sie, was sie sich wünschten. Dem Manne aber schenkte sie einen brennenden Span. »Er wird nicht verlöschen«, sprach sie zu ihm. Und sie fuhr fort: »Nehmet dies alles und bringt es den Menschen zum Zeichen, daß ihr im Hause der Sonne ward, und so sollt ihr zu den Menschen sprechen: »Harret und hoffet! Über die Welt geht Gottes Atem. Nach seinem Willen bewegt er die Welt!«

Und als sie das gesprochen hatte, erlosch der Glanz in der Halle, und der Mann und die Frau, die beiden Kinder und alle Tiere standen wieder im nächtlichen Wald.

Aber die Kinder hüpfen und sangen, der Mann und die Frau hatten alle Müdigkeit vergessen. Der Wind war vergangen, es fiel kein Schnee, und durch die Wipfel der Bäume schienen die Sterne.

Da sagte der Hirsch: »Ich muß es meinen Brüdern und Schwestern erzählen«, und er trabte in den Wald. Auch das Reh sprach: »Ich will zu Vater und Mutter gehen und ihnen sagen, was ich gehört habe.« Der Hase hüpfte zu seinen Gevätern, der Bär trotete nach seiner Höhle, und der Kreuzschnabel flog in sein Nest, wo er die Jungen hatte. Und alle erzählten, daß sie im Berg der Frau Holle gewesen waren. »Dort haben wir die junge Sonne gesehen.«

Der Mann und die Frau samt ihren Kindern fanden den Weg zu den Menschen. Erst kamen sie an den Bienenstöcken vorbei. Als sie die Ohren daran legten, hörten sie in den Körben freudiges Summen und Schwirren. Im Bach

schwammen die Fischlein fröhlich unter dem Eise, und das Licht der Sterne leuchtete daraus her. Im Stalle die Schafe hatten sich alle erhoben, standen mit den Köpfen nach Osten und blökten voll Zuversicht.

Als der Mann und die Frau mit den Kindern das Dorf erreichten, wo ihre Hütte stand, kamen von allen Seiten die Bauern gelaufen. Voll Andacht hörten sie- die Botschaft der Frau Helle. Dann zeigte die Frau das Abbild der Sonne, und die Leute labten ihre Herzen an dem goldenen Glanz. Der Knabe verteilte die rotbackigen Apfel, aber soviel er verteilte, das Körbchen wurde nicht leer. Das Mädchen schenkte den Kindern ganze Hände voll Hollesilber, -aber soviel es verschenkte, ihre Hände blieben gefüllt. An dem brennenden Span entzündeten die Bauern das Feuer und trugen es in ihre Hütten. Da wurde das Dorf heil von den vielen Kerzen und die Kerzen leuchteten weit in die Nacht.

Der Mann und die Frau aber gingen in ihr Haus und InaChten, e3 hell. Sie saßen um die Lichter und sprachen zu ihren Kindern: »Wir wollen geduldig und fröhlich sein. Balder ward wiedbrgeboren. Zu seiner Zeit schickt er die Sonne über den Berg.«

Hans Venatier

Erinnerung

Ich weiß mir gar ein köstlich Ding
In der Erinnerung Schar:
Den Duft, der in der Stube hing,
Wenn Weihnachtsabend war.

Ich saug ihn mit der Seele ein
Aus Kinderfernen her.
Er macht wie süßer, alter Wein
Mein Herz mir fröhlich-schwer.

Es wird mir dann zumute schier,
Als wär die Welt ein Traum
Und alle Sterne über mir
Ein ew'ger Weihnachtsbaum.

Hermann Claudius

Und nirgends ist Tod: Das Jahresrad rollt immer wieder zu neuem Anfang, so folgen im Menschenleben Geschlechter auf Geschlechter. Überat geht es wieder vom Keimen zum Fruchtttragen und Absinken und wieder zu neuem Blühen. Das natürliche Sterben vernichtet nur das, was seine Aufgabe erfüllt hat im Dienste des Ganzen! Wie das jährliche Blätterkleid am Stamme, der selbst weiterlebt. Die einzelnen Menschen gehen dahin im größeren Dasein ihrer Familie, ihrer Sippe, ihres Stammes und ihres Volkes.

Hans Hahne

Kriegsweihnacht

Wieder ist es Weihnacht geworden. Wieder feiern wirdas deutsche Fest der Stille, der Freude, des Friedens. - Wie können wir es feiern, dieses Fest der Stille, da an allen Fronten der Schlachtlärm brüllt und mitten im deutschen Land die Vernichtung des Bombenterrors rast? Das Fest der Freude, da unsere Brüder und Söhne und Väter wie wir selber stündlich Auge in Auge mit dem Tod stehen? Das Fest des Friedens, da der Krieg der Welt sein erzenes Gesetz aufgeprägt hat.

Vor diesem erzenen Gesetz des Krieges gilt nur die *Kraft*, ihn zu bestehen. Und wahrhaftig, das allein ist es, was wir suchen. Kraft suchen wir, wenn wir dieses deutscheste aller Feste feiern, das nirgends so innig und tief gläubig und kraftvoll gefeiert wird wie bei den Menschen unseres Blutes und unseres Gemütes.

So feiern wir das Weihnachtsfest im Kriege nicht, um die überwachten Sinne für eine kurze Zeit zu betäuben, sondern um, in stiller frommer Besinnung den Sinn dieser Zeit und dieses Kampfes aus der Tiefe zu erkennen. Nicht um in einem sentimental Rausch die grauenvoll harte Wirklichkeit zu vergessen, sondern um diese Wirklichkeit nur noch entschlossener zu sehen und durch Einsatz und Tat zu gestalten. Nicht um für Augenblicke uns in wehmütige Weichheit versinken zu lassen und Erinnerungen an schöne längst vergangene Tage nachzutraumern, sondern um in gehärteter Gläubigkeit die Forderungen und Nöte des Kriegsalltags tapfer zu bestehen.

Weihnachten: Immer war und ist es das Fest des Schenkens. Darin liegt wohl sein schönstes Geheimnis verborgen. In dieser Geheimnistuerei der Liebe, in diesem heimlichen Sorgen und Besorgen, in diesem heimlich frohen Schaffen und Werken und Suchen und Finden, um seinen Liebsten eine unerwartete Liebe, eine überraschende Freude machen zu können.

Und daß das schenkende Herz stets selber am meisten beschenkt wird, dies tröstliche Geheimnis des Lebens selbst haben wir ja alle so oft erfahren. Und ganz besonders gilt es für das liebe deutsche Weihnachtsfest. Wohl hat der Krieg das Schenken schwer gemacht. Man konnte nicht mehr einfach in den Laden gehen und das nächste Beste auswählen, wonach einem der Sinn stand und was der Geldbeutel genehmigte. Aber bekam nicht gerade dadurch das Schenken wieder seinen echten Sinn?

Denn der Wert eines Geschenkes liegt doch nicht beschlossen in dem Preiszettel, der an einem im Laden erhältlichen Gegenstand hängt, nein! Die eigene Mühe, die eigene Liebe und Sorge und Arbeit, die man in ein Geschenk hineinsteckt, das macht doch erst seinen inneren traulichen Herzenswert aus.

Und was für ein Stricken und Nähen und Malen und Basteln und Schreiben und Sticken! Imt nicht schon vor Wochen angehoben in den deutschen Stuben und Kammern, wo in den kargen freien Stunden liebende Herzen an die ihren dachten, in den Bunkern und Gräben und Quartieren in aller Welt, wo deutsche Soldaten zwischen den unbarmherzigen Einsätzen mit leise in Lächeln ihre Gedanken heimfliegen ließen!

Was wurde nicht an Liebe in diese Briefe und Pullover und Strümpfe und Bilder und Handschuhe und in all das Spielzeug mit hineingeschrieben und hineingebastelt, hineingestrickt und hineinverwebt

Ein unendlicher Erfindergeist der Liebe hat sich aus der Not des Krieges entbunden und eine Kraft ist plötzlich frei und wirksam geworden, die in dieser leuchtenden Stärke in den geruhsamen und satten Zeiten undenkbar war. Eine Kraft des Gemütes, die unsere Gegner nicht verstehen, deren Wirken sie aber fassungslos spüren werden.

Das Fest der Familie hat man Weihnachten oft genannt. Schmerzliche Lücken haben wieder geklafft im Kreise der deutschen Familien, die sich in der Heimat um die Lichter des Weihnachtsbaumes geschart haben. Und hart hat das Heimweh die Männerherzen gepreßt draußen - wir Soldaten schämen uns nicht, dies einzugestehen - draußen in den Bunkern und Gräben, auf einsamen Posten und im Ring der Kameraden, in der unendlichen Nacht der Weltmeere, beim einsam eisigen Flug durch die Lüfte...

Kauin eine deutsche Familie, da nicht der Bruder, der Sohn, der Vater draußen am Feind steht. Und so viele Familien, aus deren Mitte einer das höchste Opfer gebracht hat, das Menschen auf dieser Erde zu bringen vermögen, das Opfer des Lebens für die Brüder, für das Volk, das Reich.

Und doch: haben wir es nicht alle selbst erlebt, wie diese äußere Trennung Herzen, die sich getreulich gehören, nur enger und inniger zusammenschließt! Ist es uns nicht allen zur lebendigen Wirklichkeit geworden, daß wir erst im Angesicht des Todes das Leben ganz tief liebend zu umfassen beginnen? Haben wir es nicht trostvoll erfahren, daß unsere gefallenen Helden lebendiger denn jemals in uns sind und mahnend und aufrichtend ihre Blicke in die unseren senken? Und spüren wir nicht ihr stummes treues Bei-uns-Sein, wenn die Kerzen am Baurne wie in einem leisen Hauch aus der Ewigkeit sich bewegen? Und ist nun diese Freude, wenn sie auch aus verschleierte Augen und aus von Sorge und Leid gepreßten Herzen als feuriges Deinoch hervorstiegt, nicht von einer viel tieferen und innigeren, wirkenderen Kraft als die ungefährdete Freude friedvoller vergangener Tage?

Wächst nicht gerade jetzt dort, wo nur *selbstverständliche Gemeinsamkeit* war, eine *wunderbare Gemeinschaft der Herzen zusammen*, die durch nichts mehr zu erschüttern ist?

Und so gehen in dieser Weihenacht stille machtvolle Ströme über die Welt hin. Wir spüren sie: die stillen und stärksten Wellen, die von den stillsten und stärksten Sendern dieser Welt, den liebenden Herzen, ausgesandt wurden und von den stillsten und stärksten Antennen, den liebenden Herzen, aufgefangen und treu bewahrt worden sind.

Und dieses unsichtbare Strömen der liebenden Herzkkräfte erfaßt jeden einzelnen deutschen Menschen und hebt ihn auch über den engeren Kreis seiner Familie und bettet ihn in die Familie des ganzen Volkes. Und diese Sterngrüße der Herzen heißen wohl: Wir halten die Treue. ... wir lassen niemals voneinander ... sorgt nicht, unser Herrgott wird

unseren Kampf segnen ... So ist dieses Weihnachtsfest doch ein *Fest der deutschen Familie* geworden, mehr noch: es ist ein *Fest der Familie aller Deutschen* geworden.

Vom Nordkap bis zum Mittelmeer und von den östlichen Weiten bis an den Atlantischen Ozean erheben sich die Augen der deutschen Menschen zum gestirnten Himmel. Und plötzlich erschauen sie in der heiligen Höhe den uralten Weltenbaum der Weihnacht, dessen Sternenlichter wie tausend liebende Herzen durch die Nacht flammen.

Und da sind sie alle verbrüdet und verschwesteit in einer Sorge, in einer Not, aber auch in einem Willen und in einer starken Gläubigkeit.

Und was da aufgezuckt ist in den Herzen aus den besten und reinsten Tiefen, das wollen wir auch in die Lebenskainerschaft des Kriegsalltags hinüberretten und so zur Tat werden lassen, wie es die Frontkameradschaft im unmittelbaren Zwang von Not und Tod täglich zur Tat werden läßt.

So wollen wir den Krieg bestehen: aus seiner Not wollen wir unsere Tugend machen, aus dem Mangel wollen wir einen Reichtum des Herzens gewinnen, aus seinem Leid wollen wir unsere Läuterung heraufholen. In der Sammlung und Besinnung der stillen Weihnachtsstunde ist uns der Sinn des gewaltigen Geschehens aufgegangen. Wir kämpfen ja nicht um des Krieges, um der Vernichtung willen wie die anderen. Wir kämpfen um den Frieden, dem Leben entgegen.

Dieser weltweite Krieg mit all seiner Not und Härte, seinem Leid und Opfer, seiner herrlichen Bewährung der Herzen wird geführt, damit unsere Kinder und Enkel bis in die fernsten Tage dieses deutsche Fest auf unsere deutsche Art feiern dürfen, daß das adelige deutsche Blut und das kraftvoll innige deutsche Gemüt sein gottgewolltes und gottesetztes Wesen in stolzer Freiheit erhalten und stets aufs neue verwirklichen kann, daß deutsche Mütter immer wieder tapfer und still deutschen Kindern das Leben schenken dürfen, daß so die deutschen Menschen nicht aufhören, in freiwillig stolzer Hineinordnung in den Willen der Vorsehung am ewigen Reiche der Deutschen zu bauen. So rücken wir fest zusammen in dieser Weihnachtsstunde. Tuchfühlung nehmen heißt es bei den Soldaten. Tuchfühlung der Herzen halten heißt es für das ganze Volk drinnen und draußen.

Und still und fest und entschlossen scharen wir uns um den Führer. Auch er ist in dieser Stunde nicht einsam. Die Familie seiner Deutschen steht um ihn, ein unlösbarer Ring aus gläubigen Herzen.

So gewiß wie aus diesen dunklen Weihenächten das junge Licht heraufsteigt, so gewiß wird der Herrgott unseren Kampf segnen und aus Opfer und Not und Bewährung uns endlich den Sieg heraufführen.

Und dieser Sieg wird ja nichts anderes sein als der Flammensieg des Lichts über die Dämonen der Finsternis.

Gerhard Schumann

Das Licht heimholen

Daß ein Mensch zu Stein wird, davon erzählt manche bekannte Sage. Aber auch das Leben kann versteinen. Eine solche Wandlung, jäh und tiefgründig, war mit Mutter Schmid vor sich gegangen, damals, als ihr der Briefbote die Nachricht gebracht hatte, daß ihr Werner, der jüngste Sohn, im Osten gefallen sei. Lange drehte sie das verhängnisvolle dürre Papier in den Händen, das an Stelle ihres lebensfrischen und kraftstrotzenden Buben ins Haus gekommen war. Da ihr aber der Schlag zu Bewußtsein gekommen war, war die Wirkung unheimlich. Mutter Schmid weinte nicht und blieb viel stumm, aber wenn sie sprach, dann strömte sie Haß und Zorn gegen die ganze Welt aus. Und es gab oberflächlich denkende Menschen im Dorfe, die sagten: »Seht da, die Mutter Schmid! Solange ihr Sohn lebte, war sie für alles begeistert -und jetzt?! Sprach sie nicht vom Kriege, als ob er einzig und allein nur ihr zu Leide geschähe?«

... Seit der Unglücksnachricht waren Wochen und Monate vergangen, der Winter zog ins Land. Wenn es schneit, Tag und Nacht, leise, stet und dicht, werden auch die Menschen ruhiger und bedachsamer.

In diesen Tagen trat einmal der Ortsgruppenleiter in das Häuschen der Mutter Schmid. Mit herzlichen Worten lud er sie ein, am Weihnachtsabend in das Tal zu kommen. Dort wollten sie sich alle um das Heldenmal versammeln und in Erinnerung an die gefallenen Väter, Söhne und Brüder ein Feuer entzünden. Von der Flamme solle jedes ein Lichtlein mit nach Hause nehmen, daran die Kerzen des Weihnachtsbaumes zu entzünden. So wären die Toten und Lebenden vereint. Mutter Schmid hörte den Worten des Ortsgruppenleiters zu, sagte aber weder ja noch nein. Der Weihnachtsabend war eine mondscheinlose Nacht. Um so klarer und feierlicher leuchteten die Sterne und der Schnee strahlte ein Licht aus, das ihm von seiner Wanderung aus Himmelshöhen innezuwohnen schien. Um das Heldenmal im Dorfe sammelten sich die Menschen. - Mutter Schmid war allein gegangen. Die Feier am Heldenmal begann mit einem

Liede der Dorfkinder, und die Musik spielte alte, süße Weisen, in denen eine Ahnung vom Frühling und neuem Leben war. Der Ortsgruppenleiter sprach von der Gemeinschaft der Lebenden und Toten, von der großen Nacht, die über Geburt und Tod entscheide, und von dem Lichte, das immer wieder aus den Taten und dem Opfer der toten Helden hervorbreche. Ein Soldat sprach den Gruß der Frontkameraden und entzündete den Holzstoß. Rasch wuchs die Flamme und stand bald feierlich im Riesendom der Nacht. Der Ortsgruppenleiter rief die Namen der Gefallenen. Da trat immer eines aus dem Kreise, bald ein vom Alter gebückter Vater, bald ein Mütterchen oder ein Kind, hielt die Kerze an ein brennendes Holzschicht, bis sie aufflammte, und trat wieder stumm in den Kreis zurück. Und mit Staunen sah Mutter Schmid, daß ein Mütterchen zwei Kerzen entzündete und ein anderes sogar drei. Indem fiel der Name »Werner Schmid«. Da erschrak Mutter Schmid sehr, denn in diesem Augenblick ward ihr erst bewußt, daß sie ohne Kerze und ohne lichtschützende Laterne gekommen war. »Eine Kerze«, rief sie, »eine Kerze!« Irgendeine Hand reichte ihr eine Kerze. Vor dem Holzstoß sank sie erregt in die Knie und holte mit zitternder Hand das Licht. Nachbarn halfen ihr auf und führten sie in den Kreis zurück. Irgend jemand reichte ihr einen aus Papier geformten Becher. Darin konnte sie die Kerze hineinstecken, daß das Licht im Winde nicht verlösche. Die anderen aber hatten Laternen, deren Papierwände mit sinnigen Zeichen bemalt waren...

Gemeinsam schritten sie nun den Bergpfad zu ihren Hütten hinan. Mutter Schmid war unter ihnen. Sie hielt ihr Licht, als trüge sie ein kleines Kind. Und mitunter sprach sie auch mit dem Lichte. Auf halber Höhe trennte sich da und dort eine Gruppe. Bald sah man aus dem Tale nur noch vereinzelte Lichter zur Höhe steigen. Und dann war es dunkel. Da aber begannen in den Hütten die Weihnachtsbäume zu leuchten, und es wurde warm in den Herzen.

Franz Lorenz

Lichtsprüche

1. Wir gedenken derer, die im Kampf für die Freiheit unseres Volkes, im Glauben an die Wahrheit der Idee, unter dem Zeichen des sieghaften Hakenkreuzes fielen.

Ihr Licht soll leuchten!

2. Wir gedenken derer, die auf den Schlachtfeldern des Krieges ihr Leben gaben für die Größe der Nation.

Ihr Licht soll leuchten!

3. Wir neigen uns in Ehrfurcht vor den Ahnen, deren Blut - als Auftrag und Verpflichtung - in unserm Adern kreist.

Ihr Licht soll leuchten!

4. Die Sippe bindet den Mann an die Pflicht, das Erbe zu wahren. Der Sinn des Seins ist die Entfaltung des Erbes zur Frucht.

Ihr Licht soll leuchten!

5. Die Familie ist das Heiligtum, in welcher die Flamme des Lebens gehütet wird. Mann und Frau sind Spender, Träger und Verbreiter des Lebenskeimes.

Ihr Licht soll leuchten!

6. Wir selber werden einst Ahnen sein. Unsere Kinder sind die Zeugen unserer Zucht und unseres Wesens. Und unsere Enkel werden Kündler unserer Größe sein.

Ihr Licht soll leuchten!

7. Der Mann dient in der Gemeinschaft. Kanieraden und Kampfgefährten teilen sein Schicksal im Leben und Sterben. So ist der Sturm (die Kolnpanie) die Heimat der starken Herzen.

Sein (ihr) Licht soll leuchten!

8. Die SS ist ein Orden verschworener Männer, deren Richtschnur die Treue, deren Weg das Opfer, deren Ziel das freie Deutschland der Guten und Starken ist.

Ihr Licht soll leuchten!

9. Die Bewegung ist die Wiedergeburt des Volkes.

Ihr Licht soll leuchten!

10. Wir grüßen über Länder und Meere deutsche Menschen, die fern der Heimat leben und Heimweh haben nach Deutschland.

Ihr Licht soll leuchten! '

11. In das Dunkel der Welt trugen die Arier das Licht. Vom Norden her kam der große Glanz. Wir gedenken ihrer, die Brüder unseres Blutes waren und sind.

Ihr Licht soll leuchten!

12. Wir sind dem Führer verschworen und verpflichtet durch unseren Eid. Wir glauben an ihn, weil er Deutschland, weil er Germanien ist.

Sein Licht soll leuchten!

Zwölfnacht

Eisschollen knarrn, tief liegt der Schnee,
Die Rottgans ruft über rorender See.

Bedeckt vom Bahrtuch starrt die Welt,
Zwei Wanderer waten durchs nächtliche Feld.

Ein grauer Mann, ein greises Weib,
Mit Lumpenstücken umweht ihr Leib.

Aus niedriger Kate flackernder Schein,
Torf glimmt am Herd; sie treten ein:

»Zwei Bettler hungernd und blind von Frost,
Sie bitten um Windhüt und wärmende Kost.«

Sichtbar am dürftigen Herd hockt
Der Schmalhans, doch die Bäurin brockt.

Sie rührt im Topf ein dampfendes Mus,
Der Bauerschleppt mit schwerem Fuß

Vom Mthieb, der ins Bein ihm schlug,
Doch humpelnd holt er einen Krug.

Die Tochter rückt zum Tisch die Bank
Den Alten, und sie murmeln Dank:

»Die Götter mögen in der Not
Euch auch so helfen!« - »Die sind tot. «

»So hofft ihr keinen Lohn? Was dann
Füllt ihr für uns die Schüssel an?« -

»Weil Hunger weh tut. Trinkt und eßt,
Für uns bleibt noch genug am Rest.«

Die Gäste zehren mit Begehr,
Sie machen Krug und Schüssel leer.

Und fühlen satt nun frische Kraft
Im Blut zur weitem Wanderschaft.

Doch rührt dem Bauern der Alte sacht
Ans Knie: »Das haben wir arg gernacht!

Für euch blieb nichts.« Er sagt's erschreckt.
»So hat es euch für uns geschmeckt.«

Die Alte, dawider, undankbar,
Greift spöttisch der Tochter ans Strähnenhaar

Und grinst: »Der Flachs gibt groben Zwirn,
Dein Rocken spinnt kein Brautheind, Dirn l«

So ziehen die beiden wieder hinaus,
Die Leute bringen sie bis vors Haus

Und warnen sie vor trüglichen Pfad
Und geben ihnen Weisung und Rat.

Fortstapfen die Bettler, sonderlich nur
Belassen die Füße im Schnee keine Spur.

Da kommt wer hastig im Wind gerannt,
Der stattlichste Bursche weitem im Land.

Die Tochter hält er und staunt sie an:
»Dein goldenes Haar hat's mir angetan!

So war's, so hab' ich's im Traum geschaut,
Und keine will ich als dich zur Braut.«

Der Bauer springt, es schwingt das Bein
So leicht sich wie beim Hochzeitsreihn.

Sie gehn ins Haus. Die Nacht ist toll;
Denn Krug und Schüssel stehen voll.

Und weiter ziehn durch die Zwölfnachtwelt
Wodan und Frigga übers Feld.

Wilhelm Jensen

Freundliche Begegnung

Zum neuen Jahr, Herr Nachbar, meinen Gruß
Und Glück und Stolz, ein Knäblein in die Wiegen,
Dazu ein wenig Leid und auch Verdruß,
Damit die Freude doppelt schmeckt zum Schluß!

Gesegnet Gut, viel Ernte, frohe Jagd,
Getreu Gesinde, ohne Zwist und Sorgen,
Und Stunden auch mit zärtlichem Bedacht
Der mütterlichen Frau. Und in der Nacht
Laßt die Gedanken Gottes Felder pflügen.

Jetzt liegt das Winterkorn in Schnee und Eis,
Doch steigt das Licht, der Mittag will nicht trügen,
Noch sind, Herr Nachbar, unsre Hüte weiß,

Da wir uns grüßen, doch das Herz pocht leis.
Viel Hoffnung, kommend Jahr, sollst du uns fügen!

Hans Friedrich Bluck

Eine Mutter schreibt

Du hast den Weg nicht mehr nach Haus gefunden, den Du so gern gegangen wärest zur Weihnachtszeit. Das Schicksal hat Dir aus der Hand gewunden, was Du fürs Leben hieltest noch bereit. Von allem Großen, Schönen, Starken ist geblieben in fremder Erde nur ein Hügel klein und unserer Herzen warmes treues Lieben, kann in Gedanken nur noch um Dich sein. Die Weihnacht spannt den klaren Sternbogen, wie Lichterschein von unserm Baum zu Dir. Von Osten kommt das Morgenlicht gezogen, es bringt den Gruß zurück von Dir zu mir.

Weihnacht 1943

Elisabeth Kreyher

Vater Wald

Geheimnisreichster Erdenraum
Voll Vogellied, Gebraus und Schweigen,
Wo über Ranken, Strauch und Baum
Die Wipfel ineinanderzweigen
Im Himmelstraum. -

An tausend Stämmen hast du Halt.
Dem Grund vermählt und nah der Wolke
Wächst du verjüngt und ewig alt
Im Heimatland gleich unserm Volke,
Du Vater Wald.

Johannes Linke

Weihnachten im Kampf

Rot steigt die Sonne nach der kalten, stummen Winternacht aus der Ebene - blickt kalt durch die Wipfel des Waldes und steigt ohne zu wärmen höher und höher - weit drüben im Osten - über die Weite Rußlands. Ihre flimmernden Strahlen tanzen über die endlosen Flächen - erwecken den Wind - legen Gold auf das Eis, das an Schlaf und Tod in der Kälte erinnert.

Es ist Weihnachtsmorgen. -

Strahlend und klar steht er in scharfem Kontrast zu der Dezemberdunkelheit, die sonst immer lastend über dem Lande liegt. Der Tannenduft im Wald, der Wind über den Seen und die Morgensonne im Osten erzählen vom Kampf.

Denn - Weihnachten in Sowjetrußland heißt Weihnachten im Kampf. Am Heiligen Abend sind die Sowjets durchgestoßen - und in der zweiten Stunde des Weihnachtsmorgens rollen lange Kolonnen zur Verstärkung ostwärts - offene Lastkraftwagen bei 30 Grad Kälte. Die stumme Kolonne fährt durch blaue und f roststarre Wälder - dann rücken die kampfgeübten Männer der ii-Panzerdivision »Wiking« in den Abschnitt ein, in dem sich die Sowjets festgebissen haben, und gehen daran, Schritt für Schritt zurückzuerobern.

Und da ist nichts mehr, was man Stellungen nennen könnte - auch keine Gräben - es ist nur ein schwarzer und blutiger Acker - Granatloch neben Granatloch - Feind neben Feind.

Die Maschinengewehre sprechen und die Geschütze - und über allem leuchtet die Wintersonne.

Es ist ein Weihnachtsmorgen im Kampf.

Die Glieder werden gefühllos - die Finger, die die Waffen gegen das Lebende richten, das sich dort drüben bewegt, erstarren im Frost. Nase und Ohren werden steif und weiß in der Kälte, - die Wimpern mit Eisperlen verziert und das Sehen behindert, die einen Eispanser um den Kopfschützer vor dem Mund baut und schlafende Männer überfällt, so daß sie mit schmerzenden Gliedern erwachen. Und doch ist es, als mache die Anstrengung und Kälte die Männer noch härter, als brächte sie sie dazu, die klammgefrorenen Fäuste in rasender Wut zu ballen.

Ein neuer sowjetischer Angriff setzt ein. Die Männer haben sich in den Schnee gegraben, während Infanteriegeschosse über sie hinwegzirpen und Granaten den hartgefrorenen Boden aufreißen. Dieser und jener kneift instinktiv die Augen zusammen, als könnte er damit seine Sehkraft vor Schaden bewahren. SchenTenhafte Gestalten rennen an - werden vom Feuer gefaßt, stürzen. Etwas wie Genugtuung leuchtet in den harten, unbewegten Gesichtern der Männer auf - scheint es doch jedem, als hätte er allein den Angriff zum Stehen gebracht. Die brutale Willkür des Krieges hat sie gelehrt, den Tod auf der anderen Seite ebenso züi schätzen wie das Leben in den eigenen Reihen.

Es ist ein Weihnachtsmorgen im Kampf. -

Feldtelephone klingeln, Karten bekommen neue Striche und Pfeile. Die Bataillone der germanischen Panzerdivision schlagen zu, der Tod geht über das winter,liche Land.

Einer stürzt hin, als wollte er den Schnee umarmen und sein Tarnmantel färbt sich rot. Sein Kamerad fügt ein paar Zeilen zu der Anschrift auf einem Brief, den er dem Toten aus der Rocktasche holt und erfüllt damit sein Versprechen an einen, den er sterben sah.

Weiter. - Weiter. Der schmale Weg ist mit sowjetischen Fahrzeugen und Geschützen verstopft - feindliche Kolonnen, die überrascht und vernichtet wurden. Er hebt sich scharf vom weißen Schnee ab, denn er ist braunrot gefärbt von Blut. Die ersten Gefangenen wanken heran, in sich zusammengesunken, stolpernd in den großen Filzstiefeln, die Hände in den Mantelärmeln vergraben, zitternd vor Kälte. Einer ist wahnsinnig geworden und singt ununterbrochen ein wehmütiges Lied von einer sehr schönen Frau und der frühlinggrünen Steppe.

Am Pfadrand hockt ein toter Kommissar, steif wie eine Marmorfigur. In seiner Hand hält er ein Flugblatt: »Deutsche Soldaten! Werft die Waffen weg - lauft über! Wir sind unüberwindlich!«

Bald peitscht der letzte Schuß - das letzte Stöhnen erstirbt. Einige schlafen vorErschöpfung in den sowjetischen Gräben ein und fühlen die Kälte kaum, die an ihnen heraufkriecht. Und einigen iällt ein, daß die jetzt daheim Weihnachten feiern.

Schweigen legt sich über die todmüde Winternacht.

Es ist ein Weihnachtsmorgen im Osten. -

Die Sonne hebt sich im Osten - sie leuchtet wie immer und hält die Hoffnung bei jenen wach, die in vielen hundert Tagen und Nächten dem Tod gegenüberstanden. Sie weckt den Wind, der das ewige Lied vom Leben singt. Wir hören es - er singt es in seiner eigenen Sprache: Lebt und kämpft!

K. Zarp

Treue

Und haben wir die Treue
und nichts sonst auf der Welt,
das ist genug, und keiner
ist dann vor uns gestellt.

Die kann uns keiner schmähen,
da hält kein Feind mehr Schritt,
die kann der Tod nicht mähen
mit seinem harten Schritt.

In dir und mir und allen,
da wächst sie früh und spät,

im Felde, da wir fallen,
da wird sie ausgesät,

Und haben wir die Treue
und nichts sonst auf der Welt,
das ist genug, und keiner
ist dann vor uns gestellt.

Hans Baumann

Kameraden! Der Grund alles Kampfes ist die Liebe! Nur der zu tiefst, in der Wahrheit Liebende vermag leidenschaftlich zu kämpfen. Die Lauen, die Ausgespuckten, die existieren von Gehalt, Provision, Unterstützung und Pension ... Aber die Liebe! Sie läutet Über alle Dinge hin Sturm, sie bestürmt alle Dinge, daß sie rebellisch werden ... fanatisch!

Hanns Johst

Heimatlos?

Ihr Soldaten werdet mir bestätigen, wie seltsam erschütternd uns die Heimat oft begegnet ist, in einer Weite und in einem Reichtum, wie wir es vor dem Kriege nicht geahnt haben. Denkt nur an die glücklichen Minuten und Stunden, in denen wir, aus fremden Ländern kommend, wieder deutsches Land betraten, ob auf Urlaubsfahrt oder beim Marsch in den Kolonnen des Regiments, - immer waren wir

gleich zu Hause, wenn wir deutsche Häuser und Gärten, die Gesichter von deutschen Frauen und Kindern sahen. Der Ostpreuße, der nach dem Westfeldzug auf dem Rückmarsch etwa die belgische Grenze überschritt, war nun plötzlich in den westlichen Gebieten des Reiches »daheim«, in Gebieten, die ihm früher vielleicht als Fremde erschienen wären, und der Schwabe, der auf der Urlaubsfahrt eines Morgens in Königsberg aus seinem Schlummer hochfährt, spürt und genießt es, nun in Deutschland zu sein, und läßt sich von der wärmenden Liebe und Vertrautheit der Heimat willig umfassen.

Ja, der Krieg hat die Enge gesprengt in der allein wir bis dahin leben zu können meinten. Daheim glaubten wir nur in einem kleinen Winkel zu sein, vielleicht gar nur innerhalb der eigenen vier Wände. Und gewiß, die Gedanken der Soldaten wandern oft, und besonders in dieser Weihnachtszeit, voller Sehnsucht und Wehmut nach Tisch und Herd des fernen Heims, nach der freundlichen Gemütlichkeit und Wärme des eigenen kleinen Reiches bei der Mutter oder bei der Frau. Aber sollten wir in uns nicht ein größeres und mächtigeres Daheim wachrufen?

Viele von Euch wären ja sonst heimatlos, denn die vertrauten vier Wände, in denen Jahr für Jahr der Weihnachtsbaum erglänzte, sind eingestürzt, die gewohnten Möbel und Bilder sind zu Staub und Asche geworden. Wohin sollen nun die weihnachtlichen Gedanken wandern? Nur in die Erinnerung? Nein, das würde nicht nur immer wieder schmerzen, (j wäre auch unserer unwürdig, denn wir würden uns damit als verarmt und einsam bekennen. Vielmehr wollen wir die größere Heimat, die beständigere und unverlierbare, der wir gerade jetzt so oft begegnet sind, diese Heimat, die sich so oft schon in einer Blume oder in einem Gedicht uns offenbart hat, - die wollen wir in uns auf richten.

Wir sind ja viel reicher, als wir es je gewußt haben, das erfahren wir in diesen Tagen erst ganz. Zu keiner anderen Zeit ist ja im deutschen Menschen das Heimweh so wach, wie zur Weihnachtszeit - und sollte dies Heimweh jetzt, da die Wände und Möbel verloren sind, kein Ziel mehr haben? Wem galt denn unsere Sehnsucht? Doch nicht dem Sessel, den Kissen, Lampen oder Bildern! Sie waren in unseren Herzen nur Symbol für das Wesentlichere, das uns erhalten geblieben ist, Symbol für die vertraute Gemeinsamkeit der Herzen. Wir wollen die Dinge unserer Umwelt gewiß nicht verachten, wir schätzen und lieben die schönen, edlen Geräte und Möbel, die wir uns erbaut oder erspart haben, mehr noch die Ererbten, die durch viele Jahrzehnte oder gar durch Generationen hin zur Familie gehörten. Aber sind wir von den Dingen abhängig? Auch sie sind ja nur Symbol und nicht der Inhalt, und wie man uns Nationalsozialisten vor 1933 wohl das Symbol der Uniform nehmen konnte, aber damit nicht den Willen und die Gesinnung, so ist auch jetzt der Kern unseres Wesens nicht gefährdet.

Ich wohne jetzt in einem Dorf mit vielen Evakuierten und Ausgebombten zusammen, - aber waren sie nun am Weihnachtsabend »heimatlos«? -Die glänzenden Kinderaugen ließen diese Frage überhaupt nicht aufkommen; und hatte der Tannenbaum auch nur zwei oder drei Kerzen, und war auch die Stube eng und ärmlich, - es war doch die

Mutter da mit ihrer Liebe und mit ihrem Frohsinn und wo eine Mutter mit ihren Kindern ein Lied singt oder ihnen ein Märchen erzählt, da ist immer Heimat. O, wie die Kinder am Fenster standen und gänzlich verzaubert in den dunklen Garten starrten! Dort bewegte sich ein Licht, vorn Hause weg, der Landstraße zu - der Vater trug es, aber niemand erkannte das -, es war der Weihnachtsmann, der nun den Baum geschmückt und die Lichter angezündet hatte. Und wie die Kinder dann, als das Licht verschwunden war, die Treppe hinabstürzten - nein, sie stürzten nicht, es stürzten nur die kleinen Herzen, die Glieder schritten geradezu feierlich, und ein Lied wurde dabei gesungen, und wiesich die Tür dann öffnete, die der Weihnachtsmann bis dahin so fest verschlossen hatte, - da war Weihnachten, und auch von den Erwachsenen dachte keiner daran, daß man ja eigentlich in der »Freunde« war. Und haben wir es als Soldaten da draußen nicht genau so erlebt, wenn am Weihnachtsabend im Bunker ein Kerzenlicht, auf einen Tannenzweig gesteckt, die Herzen verzauberte, so daß jedermann so merkwürdig still wurde. Wir entdeckten in uns das kostbarste Stück Heimat, und wir waren fern in der Steppe oder am Eismeer, zu Hause. Wie kann das sein? Welche Kraft haben denn diese Heiligen Nächte über uns, daß sie uns derart zu entrücken vermögen? Selbst jene Frau aus Westfalen, die ihren Mann und ihr Heim durch den Krieg verloren hat und jetzt in unserem Dorf wohnt, erfährt den Weihnachtsabend wie eine Erquickung. Sie hatte diesen Abend wochenlang gefürchtet, sie hätte ihn am liebsten aus dem Kalender gestrichen, und nun saß sie, wirklich wie eine Einsame und Verlorene, in dem Stübchen, das ihr ein altes Ehepaar abgetreten hat. Fast mechanisch, als ob sie einer Pflicht nachkommen müsse, hatte sie das Bild ihres Mannes geschmückt und ein Licht entzündet. Als dann der Schein der Kerze, über das Dunkel triumphierend, das Bild in schimmernde Lebendigkeit erhob, ja, da hatte sie wohl geweint, aber ein erlösendes und freies Weinen, denn sie spürte: solange sie noch mit ihrem Mann gemeinsam Weihnachten feiern konnte, war er ihr nicht verloren. Und dann hörte sie vom Erdgeschoß herauf Kinder singen und jubeln, - und sie erschien sich nun nicht verlassen, wie man meinen könnte, sondern reicher und erfüllter, denn der Gefallene war es ja, der den Kindern die Freude gewährte und behütete, er war es, der sie singen und lachen ließ. So ging diese Frau dann nach einer Weile hinunter zu den Kindern, mit ihnen zu singen und zu spielen, und sie fand in den jungen Augen das unvergängliche Leuchten der geliebten Augen des Mannes wieder.

Und mit dieser Frau begreifen wir, was uns das Weihnachtsfest offenbart und worin seine wirkende Kraft besteht: es ist die Herzenskraft der Liebe, der aufrichtigen und gebenden Liebe, die zu zeigen auch den verschlossensten Menschen in diesen Tagen gleichsam erlaubt ist, nicht eine »barmherzige«, für den anderen erniedrigende Liebe, sondern die aus mütterlichem Quell fließende Liebe des Vertrauens und der Gemeinsamkeit. Diese Geborgenheit der Liebe suchen wir am Weihnachtsabend, nicht die Geborgenheit zwischen den vertrauten vier Wänden. Und dieser wahrhaft umfassenden Geborgenheit werden wir uns erst recht gewiß durch die Trennung von allem Äußeren, ja, von den geliebten Menschen selber. Draußen im Bunker sind wir uns angesichts des brennenden Lichtes erst ganz dieser Liebe bewußt, die uns noch hier in fernen Ländern umfängt. Und selbst dann noch erfaßt und erhebt uns diese Liebe, wenn der geliebte Mensch nie mehr zu uns zurückkehren wird.

Das aber wollen wir uns für unser Leben auf immer bewahren: daß der Krieg die Enge unserer inneren Umkreise gesprengt hat und daß wir den Reichtum und die Kostlichkeit des Unverlierbaren gewonnen haben, nämlich die Tiefe, den Ankergrund dessen, was uns Heimat ist und sein kann. Weihnachten in der »Freunde« oder als Einsamer zu feiern, ist nur für den eine Qual, der in sich den Schatz der wahren Gemeinsamkeit mit den Seinen und mit der Heimat nicht gehoben hat.

Friedrich Wilhelm Hymmen

Spruch

Warum du lebstest?

Um die hohen Ahnen
In deinem Blut zu feiern, um das Leben
Aus dir in vielen Vätern aufzutragen,
Antwort zu sein auf Gottes Indichfragen,
Und um im Ruf des großen Freiers Tod
Zu neuem Sein die Augen aufzuschlagen.

Hans Friedrich Blunck

Sonntag 31.12.

Zum neuen Jahre

So grüßen wir das junge Licht
dem Morgen zugewandt!
Groß ist die Zeit
und hart die Pflicht,
ob wir sie zwingen oder nicht:
Es liegt in unserer Hand!

Helmut O. Wegener

Gotentreue

Erschlagei, lag mit seinern Heer
Der König der Goten, Theodemer.

Die Hunnen jauchzten auf blut'ger Wal,
Die Geier stießen herab zu Tal.

Der Mond schien hell, der Wind piff kalt,
Die Wölfe heulten im Föhrenwald.

Drei Männer ritten durchs Heidegefeld',
Den Helm zerschroten, zerhackt den Schild.

Der erste über dem Sattel quer
Trug seines Königs zerbrochnen Speer.

Der zweite des Königs Kronbelm trug,
Den mitten durch ein Schlachtbeil schlug.

Der dritte barg mit treuem Arm
Ein verhüllt' Geheimnis im Mantel warm.

So karnen sie an die Donau riei,
Und der erste hielt mit dem Roß und rief

»Ein zerliaulner Heim - ein zerspellter Speer -
Vom Reiche der Goten blieb nicht mehr!«

Und der zweite sprach: An die Wellen dort
Versenkt den traurigen Gotenbort.

Dann springen wir nach dem Uferrand
Was säumst du, Vater Hildebrand?«

»Und tragt ihr des Königs Kron' und Speer,
Ihr treuen Gesellen - ich habe mehr.«

Auf schlug er seinen Mantel weich:
»Hier trag' ich der Goten Hort und Reich!

Und habt ihr gerettet Speerund Kron' -
Ich habe gerettet des Königs Sohn!

Erwache, mein Knabe, ich grüße dich,
Du König der Goten, Jungdieterich!«

Felix Dahn

Die Rauh Nächte

Maria hatte die alten Bräuche gern, es lag eine naturverbundene Kraft und ein Einssein mit den Geheimnissen, die in jedem Irdischen noch immer weben trotz allem Wissen, auch für sie darin. So fuhr sie denn, als die Eisenuhr drei Viertel vor Mitternacht rasselte, in ihre Pelzjoppe und ihre Schneeschuhe und ging mit dem Hannes hinaus in die bitterkalte Winternacht. Es hatte zu schneien aufgehört, der abnehmende Mond glitzerte hervor unter treibendem Gewölk und hatte einen neblichten Hof, groß und schleierig und in Regenbogenfarben. Die beiden sanken knietief ein in den auffunkelnden Schnee. Maria beutelte an den zunächst stehenden Bäumchen die Schneelast ab, und es war ihr dabei, als danke das Gewächs für das Befreien von der bösen Bürde.

Fern einer leeren Geste, mit einem seltsamen Glauben an das Zaubersche dieser Stunde, hob die Frau die Hand und segnete all das, was in Korn und Baum noch ruhte im Winterschlaf unter Harsch und Eis und einer Auferstehung entgegen. Sie sagte leise für sich und wie sich selber beschwörend: Laß es auch mir gelingen, laß auch mein Herz unter dem Schnee ausruhen zu einer Auferstehung voll ungebrochener Liebe und neuer Kraft. Als sie wieder hineingingen in das Haus, tat sie, die so fern jedem Aberglauben war in der Wirklichkeit des Tages, den Reiber zurück von der Tür, die hinausführte in den Hof, und lauschte in der uralten Menschensehnsucht nach dem Außernatürlichen nach dem Stall hin. Die Tiere schnauften und stampften in ihrer Geborgenheit. Aber wenn einer es hören wollte mit einem kindhaft sehnsüchtigen Ohr, dann redete es in unbekannten tiefen und zarten Stimmen vom Stall zum Stadel hin, wo das Waldgetier sich geborgen hatte. Maria tat ein wenig die Stalltür auf und lächelte über sich selbst, weil sie es tat, und horchte doch mit einem gläubigen Ohr hinein nach dem Atmen und Prusten und Blasen ihres Hausgetieres. Aus den bleichen ziehenden Landschaften der Wolken trat jetzt der Mond hervor an einem klaren, grün leuchtenden Stück Himmel, die flockigen und wallenden Gebilde säumend und durchsiebend mit einer Silberlidite, die sich vielseitig brach an den schneeträchtigen Dünsten. »Schimmel«, sagte Maria, »Schiimmel, wiehere oder strampfe etwas als ein bejahendes Zeichen, wenn ich frage: Wird mein Herz seinen Frieden finden, und wird es mir gelingen in dem kommenden Jahr mit dem, was ich hier begonnen habe?« Ihr Verstand lächelte über diese Worte, die sie zu ihrem Pferde sagte in dieser Zaubernacht, da geheimnisvolle Kräfte den Tieren Menschenstimmen verleihen sollten. Aber die Worte waren doch gesprochen ohne jeden leeren Aberglauben. Sie raunten viel eher aus dem Vorzeitfühlen der noch natursichtigen Seele hervor.

Es mochte das Schimmelchen vielleicht die vertraute Frau gewittert haben, als diese, losgelöst vom Alltag, ihr Schicksal erfahren wollte. In jener Stunde, in der die Zeit stille steht und einen Riß hat, durch den die Ewigkeit mit ihren Wundern hereinströmt, in der in den Wäldern die Schneerosen aufglühen und die blonden Götter, die Erde segnend, durch die Lüfte fliegen auf sturmschreienden Rossen. Fein und traumbefangen wieherte das Roß herüber von der Krippe, und Maria hatte ihre bejahende Antwort. Beruhigt und hoffnungsvoll ging sie hinein ins Haus.

*

Über den schneeverschütteten Besitz zogen die Silberwolken an dornunendlichtiefensternbestreuten Nachthimmel. Sie hatten ihr Spiel mit dem abwärtssteigenden Mond, dem sie bald einen bleichfarbigen Schleier über das helleuchtende Gesicht zogen, ihn umreigten als blendendwollige Schäflein und flaumige Vögel mit silbergerillten Flügeln, den sie umiagten als milchweiße aufschäumende Rosse. Es hielten auf diesen flockigen goldbezäumten Schimmeln die alten deutschen naturhaften Götter in den heiligen Zwölften, den Mutternächten, ihren Umzug. Sie ritten im Winde um das Haus und über den Berghang. Sie schenkten den schlafenden Baumseelen von ihren sich ewig verjüngenden Kräften, so daß Auferstehungsahnen in den tausend eisverklammten träumenden Knospen zum erstenmal zuckte. Sie riefen im Samenkorn, das tiefst, unter dem Schneeharsch in der beinhart gefrorenen Erde lag, das heilige erste Lebendigwerden der Keime auf. Sie raunten durch den dicken winterlichen Leilach jeder Wurzel, zu, daß sie ans Beginnen gehen könnte mit dem Bau von neuen Trieben und Schößlingen, denn die Sonne wende sich in dieser geheimnisreichen Zeit wieder den deutschen winterlichen Landen zu. Die schöne blondstrahlige Frauengöttin, die die Liebe schützt und das Haus, die ihren Saal hat in den tausendjährigen Bäumen und mit ihrem fliegenden Schimmerhaar herbstiens die Wiesen verspinnt, ritt als letzte im Gejaid. Sie segnete mit den schwanenweißen Wolkenarmen, die sie wie zwei zerschäumende und immer mächtiger sich spannende und immer feiner sich fiedemde Flügel über den unendlich hohen Himmel breitete, die Blonde, Liebevoll, Naturhafte, die einsam unter dem de-niantbestreuten Dach des Berghauses ruhte und ihrer Auferstehung entgegenreifte.

Maria Grengg

Weihnachten und die Toten

Nach alter Sitte, die uns von unseren germanischen Vorfahren überkommen ist, feiern wir das Weihnachtsfest mitten im Winter, wenn das alte Jahr zu Ende geht und das neue geboren wird. Die Festzeit, die nach unserer heutigen Zeitordnung »zwischen den Jahren«, zwischen dem 24. Dezember und dem 6. Jänner begangen wird, steht so an bedeutensamer Stelle, im Zeiteinschnitte, und es ist in ihrem Wesen begründet, daß wir in diesen heiligen Tagen und Nächten unseren Blick nicht nur in die Zukunft richten und uns zur Auseinandersetzung mit dem Schicksale der kommenden Tage rüsten, sondern auch des Vergangenen gedenken, der Zeiten und der Menschen, die nur mehr in unserer Erinnerung leben.

Wie alle unsere echten Feste sind auch die Weihnachten Ausdruck einer das Leben durchdringenden und es gestaltenden Weltanschauung, und die bewahrsame Kraft der Volksüberlieferung, die uns das Brauchtum dieser Festzeit erhalten hat, gibt über den Wandel der Zeiten hinweg einer uralten blutgebundenen Gedanken- und Gefühlswelt Ausdruck.

Sippe und Gefolgschaft, die beiden Grundpfeiler der germanischen Lebensordnung, sind im Bewußtsein des Germanentums zutiefst verankert; unser festliches Brauchtum zeigt sie uns in ihren ewigen, über, das irdische Leben weit hinausreichenden Bindungen und damit in ihrer vollen Kraft und Bedeutung. Das Verhältnis eines Volkes zu seiner Vergangenheit und zu seinen Toten ist der beste Prüfstein für seine Haltung und Gesinnung. Die Verehrung der toten Ahnen hat das festliche Brauchtum des Jahres- wie des Lebenslaufkreises mitgestaltet und erhebt sich gerade dadurch über das Erleben der Einzelnen hinaus zu einer für die Gesamtheit verbindlichen und vorbildlichen Bedeutung.

Die Zeugnisse für diese Gesinnung reichen aus den ältesten Zeiten bis in das volkstümliche Brauchtum unserer Gegenwart. Sie gewinnen noch wesentlich an Bedeutung, durch die Erkenntnis, daß überall in der Welt der nordrassisch bestimmten Völker die Jahresendfrist dem Gedächtnisse der Toten geweiht ist, denen man ein eigenes Fest bereitet, zu dem sie feierlich eingeladen werden.

Gegen die Heilighaltung der Toten wenden sich in Deutschland zur Zeit der Bekehrung die Verbote der Kirche, während wir aus dem germanischen Norden erfahren, daß beim Feste die Becher geleert wurden zu Ehren von Njord und Frey für ein fruchtbares Jahr und Frieden, für Heil und Sieg des Königs, und zu Ehren der Gesippen, die schon im Grabe ruhen. Das ist eine Gesinnung, die wir im Laufe der Zeiten immer aufs neue auftauchen sehen; bei dem Familienfeste, das ein Hamburger Bürgermeister zu Beginn des 16. Jahrhunderts stiftet, gedenken die zur Feier Versammelten »in Treue der heimgegangenen Eltern, Vorfahren oder der sonst in letzter Jahresfrist geschiedenen Lieben«, und dein Volkbrauche der Gegenwart gehört es an, daß nicht nur die Brautpaare die C-Wäber der Vorfahren besuchen, sondern daß auch die neugeborenen Kinder auf den Friedhof gebracht werden: So nehmen die Toten ihren Anteil am Geschehe der Lebenden. Wenn am Weihnachtsabende die flausgemeinschaft zum Mettengange, auf bricht, dann bleibt vom festlichen Mahl Speise und Trank zurück für die Toten, die in diesen Stunden die Häuser der Lebenden auf suchen und so aufs neue in Gemeinschaft mit ihnen verbunden sind. Denn die Toten sind nicht aus der Welt ausgelöscht. Die Bande der Sippe dauern auch nach dem Ableben fort, und wenn auch das irdische Dasein ein unwiderrufliches Ende gefunden hat, so ist der Verstorbene dennoch da, ihm kommt sogar ein Dasein höherer Ordnung zu. Es ist nicht das liebevolle Gedenken an die Toten allein, das zu den mächtigen Grabbauten der germanischen Vorzeit geführt hat, die wir heute noch bewundern. Das Grab ist die Wohnung der aus dem Leben geschiedenen Gesippen, in ihm versammeln sie sich zu neuer Gemeinschaft, und für den Germanen ist das Wort, daß der Sterbende zu seinen Ahnen versammelt wird, keine leere Redensart. Neben dem künstlich geschaffenen Grabe sind es auch natürliche Berge und Hügel, in denen die Toten wohnen, und das ist offenbar der älteste und ursprünglichste Gedanke. Das »Sterben in den Berg« ist die auf isländischem Boden in vielen Fällen belegte Vorstellung, und eine Saga erzählt uns, daß ein Bauer fest davon überzeugt war, er und seine Gesippen würden in den Berg hinein versterben, der sich bei seinem Hofe erhob. Er nannte den Berg Heiligenberg und wachte scharf darüber, daß niemand die Stätte verunehrte; im Augenblicke des Todes tut der Berg sich auf, man kann die in ihm Versammelten beim feierlichen Mahle und Umtrunke beobachten und hören, wie dem neu in ihren Kreis eintretenden Gesippen der Willkommgruß entboten wird. So wie hier der Totenberg, ist sonst der Grabhügel das Sippenheiligtum, die Stätte des bedeutsamen, für das gesamte Leben entscheidenden, Geschehens. Vom »Sitzen auf dem Hügel« berichtet uns die Heldensage dann, wenn der Held am Wendepunkte seines Lebens steht; das Grab der Ahnen ist die Stätte, wo er seine Entschlüsse faßt und wo ihm die Frau entgegentritt, die ihn schicksalhaft zugeordnet ist, von dort strömen die Kräfte ans, die ihm helfen, im entscheidenden Augenblicke den richtigen Entschluß zu fassen. Die Toten wirken aber auch ganz unmittelbar auf das Leben ein. Der Sterbende wünscht, dort begraben zu werden, wo er sein Anwesen am besten überblicken kann, und ein Mann, dem die Gefahr droht, Haus und Hof verlassen zu müssen, sieht im Traume die Schar seiner Ahnen sich versammeln, um für ihn Fürbitte einzulegen. Auch diese Fürsorge der Toten für die lebenden Sippengenossen gehört nicht nur der Vergangenheit an. Noch die Volkssage der Gegenwart erzählt von der Mutter, die in ihr Haus zurückkehrt, um für ihre unmündigen Kinder zu sorgen, sie berichtet von dem toten Hausvater, der sein Haus und dessen Bewohner vor Gefahren schützt, und von dem Bauern, der das im Leben begonnene Werk nach seinem Ableben noch zu Ende führt.

So wie der Hausvater auch nach seinem Tode sich noch verantwortlich fühlt für Wohl und Wehe seiner lebenden Gesippen, entbindet auch den Fürsten, den Führer der Gefolgschaft, der Tod nicht von seinen Pflichten. Als Ivar, der

Sohn des berühmten Helden Ragnar Lodbrok, stirbt, befiehlt er, ihn dort beizusetzen, wo die Gefahr einer feindlichen Landung am größten ist; er ist davon überzeugt, daß er so seinem Lande und seinen Leuten sicheren Schutz bieten und den größten Dienst erweisen kann. Auch das ist eine Gesinnung, die in der Welt der nordrassisch bestimmten Völker zu Hause ist. Die Goten glaubten, daß das Heil der Edlen der Vorzeit ihnen den Sieg in der Schlacht verbürge. Auch hier bietet die Volkssage der Gegenwart uns noch ein Gegenstück zu jenen Zeugnissen aus längst dahingeschwundenen Zeiten: Wenn das Feindesheer übermächtig geworden ist, dann stehen die Toten aus den Gräbern auf und wehren es ab.

Es ist die zweite große Lebensordnung neben den sippenhaften Bindungen der Blutsverwandtschaft, die Gefolgschaft, deren über das irdische Leben hinausgehende Bedeutung sich in allen diesen Zeugnissen erweist. Denn ebenso wie die toten Gesippen sich zu einer neuen Gemeinschaft vereinigen, finden sich auch die toten Krieger zu einer Gefolgschaft höherer Art zusammen. Die besten Helden gehen nach ihrem Schlachtenmode nach Walhall ein, eine neue Gefolgschaft nimmt sie auf, und ihr Führer ist Wodan, der nordische Odin. Auch hier hat uns nur der germinische Norden unmittelbare Zeugnisse hint erlassen; sie berichten, daß diese Gefolgschaft dazu ausersehen ist, am Ende der Zeiten, wenn die Weltenfeinde alles zu vernichten drohen, für den Bestand der Welt und ihre Ordnung zu kämpfen. Eine sittliche Aufgabe höchster Art ist also für die toten Helden aufgespart, die hier auf Erden als treue Gefolgen ihres Führers ihr Ende gefunden haben; daß dieses Heer der Jenseitigen nicht etwa bloß dem Nordgermanentum zugehört, zeigen wieder unsere deutschen Quellen. Nicht nur Redensarten tun das dar wie das Wort, daß der im Kampfe getötete Krieger dem »alten Haufen zugeschickt« wird, sondern in ganz besonderem Maße die überall in deutschen Landen verbreiteten Sagen vom wütenden Heere. Auch diese Sagen reichen weit zurück. Es ist nach ihnen ein Heer gefallener Krieger, das in einem Berge wohnt, aus dem es zu bestimmter Zeit auszieht und in den es dann wieder zurückkehrt. Die wichtigste Fahrzeit fällt in die Zwölften, die Zeit »zwischen den Jahren«, also in unsere Weihnachtszeit, die demnach auch hier sich wieder als die Zeit der Toten und Jenseitigen erweist. Der Führer dieses Totenheeres führt bis in die Gegenwart Namen, die auf den Wodan zurückgehen oder doch mit ihm enge zusammenhängen, und so haben alle diese Sagen der Gegenwart ihre letzte Wurzel in der altgermanischen Anschauung vom Heere der gefallenen Krieger, die unter Wodan-Odins Führung gegen die Weltenfeinde kämpfen. Gerade diese deutschen Sagen bekunden wieder, daß dieser Gedanke nicht auf die Nordgermanen beschränkt, sondern auch den deutschen Stämmen vertraut war.

Der Führer des wütenden Heeres führt aber auch andere Namen. So wohnt Dietrich von Bern, diese überragende Gestalt der germanischen Heldensage, als Führer des wütenden Heeres im Dietrichsberge bei Dittersbach. Bei der Gestaltung dieser Überlieferungen haben weder Zufall noch Willkür gewaltet; denn als Begründer der Gotenherrschaft in Italien ist Dietrich von Bern Held der Reichsgründersage geworden, der aus schwerster Not und Gefahr aufsteigt und das Reich errichtet, Als das Ende seiner Tage gekommen ist, stirbt der Held dieser Sage nicht, sondern er wird lebend entrückt; er geht in einen Berg, ein, geleitet von seinen treuen Gefolgen, und dort harret er der Stunde, in der sein Werk in höchster Gefahr ist und vor der Vernichtung steht. Dann ist die Zeit gekommen, da er mit seinem Heere wieder ans Licht treten und in gewaltiger Schlacht die Feinde vernichten wird. Das ist der wesentliche Gehalt der deutschen Kaisersage, die ihre unmittelbaren Verwandten in der Überlieferung anderer nordrassischer Völker hat und uns die hohe, überzeitliche Bedeutung erkennen läßt, die das deutsche Volk dem Begründer des Reiches zuerkennt. Gerade die Gleichsetzung des Reiches und seines Bestandes mit dem der gesamten Welt läßt die hohe sittliche Wertung des Reichsgedankens im germanisch-deutschen Raume erkennen und zeigt uns, daß es dabei nicht um die bloße Aufrichtung eines Machtgebildes geht, sondern um die Schaffung und Erhaltung der richtigen Ordnung in der Welt, der das Reich zu dienen hat.

Es ist ein und dieselbe Grundhaltung, nach der die toten Gesippen sich im Berge versammeln und mit den Lebenden verbunden wissen, nach der die toten Krieger als die Kämpfer der großen Endschlacht um den Bestand der Welt nach Walhall eingehen, und die den Kaiser mit seinem Heere im Berge der Stunde des Entscheidungskampfes um den Bestand seines Werkes harren läßt. Die Gestalten all dieser Sagen stehen entweder in den blutsmäßigen Bindungen des Sippentumes oder in denen der Gefolgschaft, aber wie sie selbst nicht mehr unmittelbar dem irdischen Leben und Treiben verhaftet sind, sondern ein Dasein höherer Art führen, das sie fähig macht, mit über das menschliche Maß hinaus gesteigerter Einsicht und Kraft im rechten Sinne zu wirken, erlangen Sippe und Gefolgschaft durch das Hinausgreifen in den Bereich der Toten eine Bedeutung und Würde, die aus dem vergänglichen menschlichen Wesen ins Jenseitige und Ewige hinüberführt und damit den großen Lebensordnungen von Sippe und Gefolgschaft den ihnen zukommenden Rang verleiht. Alles Wissen darum, daß der Tod als unverbrüchliches Gesetz über jedem Leben steht, ändert nichts an dem Leid und Schmerz, der mit dem Sterben des Freundes, des Blixtsverwandten verbunden ist. Nicht in Gefühllosigkeit und Utiempfindlichkeit sehen wir die Größe germanischer und deutscher Art, sondern darin, daß Mann und Frau auch in den Stunden des größten Leides nicht in beinunplosen Klagen sich verlieren, sondern mit den Toten sich verbunden fühlen und gerade dadurch ihre Haltung bewahren und den Forderungen gerecht werden, die das Leben hart und unerbittlich stellt. Weihnachten ist von alters her die Zeit, da im Bewußtsein der Menschen die Grenzen zwischen Leben und Tod aufgehoben sind und jenes Gefühl der gegenseitigen Verbundenheit zu seinem vollen Rechte kommt. Die Bilder, die uns das in Sage und Brauchtum vor Augen führen, sind für unsere Gegenwart nicht verpflichtend im Sinne einer mit Händen greifbaren Wirklichkeit, und sie waren das auch für unsere Vorfahren nicht; als Ausdruck einer großen Schau vom Werden und Vergehen in der Welt, die trotz aller Not sich zum Leben bekennt, behalten sie auch für uns und für alle, die nach uns kommen, ihre zeitlose Gültigkeit,

Gesang der Kärntner Heldenglocke

Sie starben für Euch ohne Klage,
daß es keiner vergesse:
Ihr sollt ihren Tod
mitessen in Eurem Brot,
mittrinken aus Eurem Krug
mit jedem Atemzug -
daß keiner es lasse
im Haus, am Acker, auf jeglicher Gasse
ihrer zu denken in wärender Zeit,
daß jeder in Geist und Geblüt es trage,
nicht von niedrigem Wandel zerstreut:
Also willinein Geläut
mahnen Euch bis ans End' Eurer Tage.

Johannes Lindner

Jeder Schritt der Weltgeschichte, der kleinste Fortschritt verdankt seine Existenz einer radikalen Zuversicht, dem Glauben einer Minderheit an ihre Zukunft....

Hanns Johst

An meine gefallenen Kameraden

Seitdem ich das festliche Spiel entdeckt, daß das unterste Licht am Tannenbaum geisternde Schatten auf die Decke warf, stand um das »letzte Licht« die stillste Stunde jedes weihnachtlichen Tages. Im Besitze der immer wieder erbetenen, immer wieder gewährten Gunst, an den Festtagen in der WeihnachtsStube schlafen zu dürfen, sog sich das kindliche Herz voll von Traum und unbestimmter Erwartung, bis das letzte Licht, einsam brennend, mit einem leisen Knistern erlosch und nur noch der Duft von Kerze und Apfel im Dunkel des weihnachtlichen Zimmers hing. Das letzte Licht ging, treuer Begleiter, mit mir durch die Jahre. Was in seinem schimmernden Umkreis wob, wandelte sich - Traum der Hoffnung wurde Traum der Erinnerung, seit die Pflugschar des Krieges zum zweitenmal durch unser Leben zog und manches mitriß, was blühen wollte, vieles, was hoch in den Halinen stand. Und so weihe ich das letzte Licht Euch, meine Kameraden.

Ich weiß, Ihr zürnt mir nicht, weil ich mich einbeziehe in den Kreis dieses Wortes. Mit einer Selbstverständlichkeit, die mich stolz machte, habt Ihr es oft mir gegenüber gebraucht. Doch ich selber darf dies Wort, das den männlichen Bereichen zugeordnet ist, erst aussprechen, seit ich das Liebste hingab für das fordernde Reich. -

Die ersten von Euch steigen aus den Gräbern des Weltkrieges, aus der versengten Erde seiner letzten Schlachten. Sie reichen denen die Hand, die auf den Feldern dieses Krieges, in der sommerlichen Steppe, in der Schneewüste des Ostens ihre Ruhestatt fanden.

Wie Ihr an meinem Auge vorüberzieht, sinne ich über das Unbekannte, das Euch, den Verschiedengearteten, die geheime Ähnlichkeit verleiht. Ist es jenes eingeborene Soldatentum, dessen Träger Ihr alle wart, jeder auf seine Weise ist es der Dienst an dem Größeren, das die ersten von Euch kaum zu nennen wußten, während den jüngeren wie eine Fahne das Wort »Reich« zu Häupten stand ist es vielleicht und im tiefsten dies: daß Ihr alle, die Stilleren und die Zupackenden, die Sinnenden und die Tatverschworenen, deutsch wart in des Wortes adligem Sinne?

Unvergeßlich die Begegnung mit den ersten von Euch wenige Jahre nach dein großen Kriege! Was war denn »Krieg« bis dahin gewesen? Die hohe rauschende Woge der ersten Tage, in denen das Ich, klein und doch unsagbar erhoben, aufging im Überwältigenden; und an seinem Ende die Stunden des Zusammenbruchs, in denen das Kind zum erstenmal

die Mutter fassungslos weinen sah. Was dazwischen lag, diesem allzuharten Stempel entzog sich die Weichheit der kindlichen Seele.

Jahre später erfuhr ich durch Euch, was Krieg bedeutet in seinem glühenden Grunde; erfuhr es mehr aus Eurer Schweigsamkeit als aus kargen und verhüllten Bildern, mehr aus Eurer fordernden Zucht als aus seltenen Worten, mehr aus Eurer Ferne als aus den wenigen Stunden des Naheseins. Oft erschreckte uns, deren Jugend noch trunken war von Rausch und Traum, die gelassene Sicherheit, mit der Ihr, auf unseren Wegen, dennoch an uns vorübergingt, Eure Ferne, warf uns Trauer ins Herz, aus der sich sehnächtiger Wille Euch entgegenreckte. Erste Ahnung eines Menschentums wehte uns an, das Höherem verpflichtet ist als dem Dienste des Tages. Denn das Beste an Eurer Kameradschaft war jener schweigend gewährte Abstand, der uns Jüngere die Ehrfurcht lehrte, die Ehrfurcht vor dem, was über uns ist.

Wußtet Ihr je, wieviel Ihr uns gabt? Angesichts von schiebertanzenden, in allen Kräften verrotteten jungen Menschen, umgeben von einer Welt, die menschlichen Wert nach der Fähigkeit Geld zu machen bernaß, umhöht von einer Weltanschauung, die den Helden für das dümmste aller Ideale erklärte - wir verdanken es Euch, daß unser Wissen um das Männliche sicher blieb in Blut und Instinkt, daß unser Weg unangefochten durch alle Gefährdungen der Nachkriegszeit ging, bis an seiner entscheidenden Kreuzung die rote Fahne mit dem Sonnenrad im weißen Felde stand. Um den Schaft dieser Fahne scharte sich, in anderen Städten, ein anderer Kreis, politischer, bewußter im Wollen, klarer im Ziel, dennoch hier wie dort das gleiche Menschentum. Kameraden der Kampfzeit, von vielen von Euch forderte der Glaube Eurer Jugend das bewußte Opfer Eures Manneslebens. Ein Soldat kann fallen aber nicht sterben - wie sehr gilt dies Wort für die leuchtende Spur Eures kurzen und ganz erfüllten Seins! Die Bindung an die Fahne, sie kettete uns aneinander in fragloser, zu jeder Stunde bereiter Kameradschaft. Nein, es war nicht immer leicht, der allgemeinen Verfemung entgegenzutreten, erschwerte Examina vor Augen zu haben und das Schicksal der Arbeitslosigkeit. Manche werden ihr Leben lang den heimlichen Blutorden der Bewegung tragen, für einige von Euch brachte der unablässige Einsatz, ohne Schonung geleistet, gesundheitliche Schädigungen mit sich, die zum Verzichtemüssen auf den Einsatz mit der Waffe führten. Doch wer von uns möchte jene Jahre missen, denen das reinste Glück der Jugend vergönnt war: geschwellte Segel zu neuen Ländern, Seligkeit des Aufbruchs in eine unbekannte Zeit!

Wie lebendig war jedes Zusammensein, in welche Tiefen loteten die Gespräche! Ihr kanntet die Weimarer Verfassung und das kommunistische Manifest so gut wie das Parteiprogramm, die Welt des Gegners war Euch vertraut wie die eigene. Unvergeßliche Auseinandersetzungen mit der Gegenseite, deren geistige Überheblichkeit sich nach wenigen Minuten erbarmungslos an die Wand gedrückt sah. Vor der blitzenden Klinge, die alle Einwände in Fetzen schlug, wurde es den anderen schwer gemacht, die Träger dieser Klinge als geistig minderbemittelt zu verfemen.

Wir waren nur weriige in jener ersten Zeit, aber diese wenigen Studenten errangen geschichtliche Bedeutung: sie verhinderten durch ihr Dasein, daß der unauslöschliche Makel, am Führer blind vorbeigegangen zu sein, auf die Geistigen unseres Volkes fiel. - Denn in Euch, meine Kameraden, war vereinigt, was uns heute, da der Thron des reinen Wissens zusammenbrach, als Zielbild echter Auslese erscheint: Starke Vitalität, kämpferische Leidenschaft bei hoher Intelligenz und charakterlicher Zuverlässigkeit.

Denn Soldaten wart Ihr alle. Manche in einer draufgängerischen Unbekümmertheit, andere, in deren Wesen der Zauber des alten Blutes wirkte, schweigend gespannt wie eine schmale Klinge.

Kämpfer wart Ihr, die Ihr jung an wesentlichen Stellen standet. Wie fremd war Euch Hochmut oder Hybris, wie edel das Maß, nach dem Ihr lebtet, klar und edel wie die Form, die Ihr suchtet für Euer Volk; am leidenschaftlichsten in jenen Begegnungen, da die Ahnung frühen Todes schon Eure Stimen überschattete. Kind und Haus, Erde und Volk, allen Bindungen zu tiefst verschworen, stand Euch die mahnende Prophetie H31derlins vor der Seele: »Nichts, auch das Kleinste, das Alltägliche nicht, ohne den Geist und die Götter!«

Ach Ihr Fernen, Nahen, Euer aller Opfer brannte schmerzhaft auf in dem einen, das den Lebensgefährten fortriß zu den toten Soldaten des Reiches. Die Ihr drüben steht bei den unsichtbaren Heeren aus allen deutschen Jahrhunderten, helft uns Frauen in den Stunden, da die Vereinsamung sich auf uns senken will, ein dichter Schleier, in dessen Falten wir zu ersticken meinen; stützt unsere Hände, die Euer Vermächtnis halten wie eine edle Schale. Helft uns, das Schicksal zu bestehen, von dem schon die Sage des Gudrunliedes kündet: daß die Frauen der Erschlagenen über die Söhne wachen müssen, bis deren Hände stark genug sind, Schwert und Erbe der Väter zu tragen.

Lydia Ganzer-Gottschewski

Traum zur Dämmerstunde

Die Gegenwart läßt uns Soldaten kaum noch Muße zur Besinnlichkeit. - Im nriebternen Ablauf der Tage entgleitet die Zeit unseren Händen. Der Krieg ist ohne Atemholen und Verweilen. Wie in einer Ebene verläuft die Spur der kurzen Jahre. Der atemraubende Wettlauf mit dem Schicksal hat viele Dinge der Vergangenheit wesenlos gemacht. - Der große Krieg kennt nur sich selbst!

Einem aber hat er auch trotz Raum und Ferne, trotz Trennung und Bitterkeit, Leid und Verzicht nichts von dem alten Glanz nehmen können: Der deutschen Weihnacht!

Sie ist es immer wieder, die auch im Soldatenherzen Erinnerungen und Bilder weckt, hinter denen sogar die Gegenwart für Augenblicke zurücktritt. Es ist von jeher etwas Besonderes um das Weihnachtserlebnis der Ferne, das wir heute um so brennender und tiefer empfinden, als es nun schon das sechste Mal ist, daß wir uns beim Glanz der Kerzen in der Sehnsucht nach unserem Zuhause verzehren, Diese Sehnsucht verbergen hieße die Heimat verleugnen, der allein unsere Wünsche, Gedanken und 7-räume in der besinnlichen Stunde der Weihnacht gelten Immer blieb uns ihr Bild auch in der Fremde gegenwärtig, nie aber scheint es uns so nah und vertraut wie beim Anblick des leuchtenden Tannenbaumes, dessen Glanz alles Trennende zwischen uns vergessen macht. Die Sehnsucht schenkt uns den Traum, der uns für Augenblicke heimfinden läßt in die Geborgenheit einstigen Glückes.

Diese Erinnerungen gehen bis weit in die eigene Kindheit zurück, als wir den Krieg nur im Fernsein der Väter und Brüder spürten, ohne seine ganze Größe und Schwere begreifen zu können. Ihr Eindruck blieb flüchtig, weil glücklichere Tage und Jahre folgten, die alle Bitterkeit wieder vergessen machten. Alles Leid der Kriege ist ausgelöscht, wenn wir in der Ferne an den Frieden der Hei rnat denken, und mögen auch Wunden und Schmerzen ihr Gesicht zerfetzt und entstellt haben.

Nicht allen von uns ist es mehr vergönnt, die Heimat so wiederzufinden, wie wir sie einst verließen. Ihr ursprüngliches Bild aber kann kein Feindeshaß und Terror uns entreißen, dazu wurzelt es viel zu tief im Herzen eines jeden Deutschen. Wir können noch heute den Ablauf der einzelnen Stunden gewissenhaft nachzeichnen, nicht nur Umrisse und Form der Dinge, sondern Menschen und Begebenheiten, die der heimatlichen Weihnacht das festliche Gepräge gaben:

Die winterlich verschneiten Giebel und Gassen, die bunte Schau der Bäume, das geschäftige Treiben der festlich gestimmten Menschen, die Freude am Schenken und am Beschenktsein. Das andächtige Lauschen im friedlichen Schein der Lichter. Die Emsigkeit der Alten, die Ungeduld der Kinder, das Rätselraten und die Geheimnistuerei der Kleinen. Der würzige Ruch der Lebkuchen, Mandelkerne, der Stollen und Bratäpfel in der Ofenröhre. Das Schimmern der Kerzen hinter dämmernden Scheiben.

Niemals gleichen sich Gestern und Heute.

Einkehr kann Zwiespalt, Heimkehr Enttäuschung sein! Unver 'oänglich allein bleiben die Bilder, die wir von kindauf an im Herzen tragen, So wird auch das weihnachtliche Wunder der Heimat zu allen Zeiten unauslösch,lich vor unserem geistigen Auge stehen...

So hart und unerbittlich der Krieg es auch bedrängen mag, es wird ewig und immer das friedliche Antlitz der deutschen Heimat sein, von dem wir Soldaten in der Beschaulichkeit der Weihnacht hier draußen träumen. Nur einen Herzschlag lang. Denn der Krieg will starke Hände und Herzen. Und ohne Krieg kein Friede, ohne Friede kein Recht! Ohne Kampf kein Sieg! Ohne deutsche Weihnacht kein Glaube! Ohne Glaube kein Deutschland!

Helmut O. Wegener

Der unterirdische Nachbar

Es war einmal ein Bauer, der wohnte in Telemarken und hatte einen großen Hof, aber er hatte nur Mißwachs und Unglück mit seinem Vieh, und zuletzt kam er um Haus und Hof. Es blieb ihm fast nichts mehr, und um das wenige kaufte er sich ein Fleckchen Land, das ganz abseits lag, weit weg von der Stadt, im wilden Wald und in der Einöde. Eines Tages ging er durch den Hof, da begegnete er einem Mann.

»Guten Tag, Nachbar«, sagte der Mann.

»Guten Tag«, sagte der Bauer, »ich meinte, ich sei aUein hier; bist du mein Nachbar?«

»Da siehst du meinen Hof«, sagte der Mann, »er ist gar nicht weit von dem deinigen.« Und da lag ein Hof, wie er noch nie einen gesehen hatte, schön und stattlich und gut im Stand. Nun merkte er wohl, daß das einer von den

Unterirdischen war, aber er fürchtete sich nicht; er lud den Nachbarn ein, sein Bier zu versuchen; und der Nachbar ließ sich's wohl schmecken. »Hör einmal«, sagte der Nachbar, »ein Ding solltest du mir zu Gefallen tun.«

»Laß mich zuerst hören, was das ist«, sagte der Bauer. »Du mußt deinen Kulistall verlegen, denn er steht mir im Weg«, gab er dem Bauer zur Antwort.

»Nein, das tu ich nicht«, sagte der Bauer. Arn Sommer erst hab' ich ihn neu gebaut, und nun geht es gegen den Winter. Was soll ich denn dann mit meinem Vieh machen?«

»ja, tu nur wie du willst, aber wenn du ihn nicht niederreißest, so wird dich's noch gereuen«, sagte der Nachbar.

Und damit ging er.

Der Mann wunderte sich darüber und wußte nicht, was er tun sollte. Daß er sich gegen die Winternacht hin daranmachen sollte, den Stall niederzureißen, das schien ihm ganz unsinnig, und Hilfe hatte er auch fast keine.

Eines Tages, als er im Stall stand, sank er in den Boden hinein. Da unten, wo er hinkam, war es unerhört schön. Alles war aus Gold und Silber. Da kam auch der Mann, der sagte, er sei sein Nachbar, und hieß ihn niedersitzen. Nach einer Weile wurden Speisen auf silberner Platte und Bier in silbernem Krüge hereingetragen, und der Nachbar lud ihn ein, sich 'an den Tisch zu setzen und zu essen. Der Bauer wagte keinen Widerspruch und ließ sich am Tische nieder, aber gerade als er mit dem Löffel in die Schüssel langen wollte, fiel von der Decke etwas herunter ins Essen, so daß ihm der Appetit verging. - »Jawohl«, sagte der Mann aus dem Berg, »da kannst du sehen, was deine Kühe uns schenken. Wir können nie in Ruhe essen, denn sobald wir uns zu Tisch setzen, fällt Unrat herunter, und wenn wir auch noch so hungrig sind, so vergeht uns der Appetit, und wir können nicht essen. Aber, wenn du mir den Gefallen tun willst, den Stall zu verlegen, so soll es dir niemals an Futter und guten Ernten fehlen, und wenn du noch so alt wirst. Wenn du aber nicht willst, so sollst du nichts als Mißwachs haben, solange du lebst.«

Als der Mann das hörte, ging er schleunigst daran, seinen Stall niederzureißen und an einem andern Platz wieder aufzubauen. Aber er mußte nicht allein bauen, denn zur Nacht, wenn alles schlief, wuchs der Bau ebenso wie am Tag, und er merkte wohl, daß der Nachbar ihm half.

Er bereute es auch später nicht, denn er hatte Futter und Korn genug, und sein Vieh gedieh schön. Einmal war ein schlimmes Jahr, und das Futter war so knapp, daß er mit dem Gedanken umging, seinen halben Viehstand zu schlachten oder zu verkaufen. Aber eines Morgens, als die Kulinagd in den Stall kam, war der Hüterliund fort, und mit ihm alle Kühe und das ganze Jungvieh. Sie fing an zu weinen und sagte es dem Bauern. Aber der dachte bei sich selbst, das werde wohl der Nachbar sein, der die Tiere auf die Weide genommen habe. Und das war auch so, denn gegen den Frühling, als es grün wurde im Wald, da sah er eines Tages den Herdenhund bellend und springend am Waldrand daherkommen, und hinter ihm kamen alle Kühe und alles Jungvieh, und die ganze Herde war so blank, daß es eine Freude war, sie anzusehen.

Nordisches Volksmärchen

Frau Holles Umzug

Neujahr ist heut, Neujahr,
Das alte Jahr ist um.
Ihr Mägdlein, macht das Haar!
Frau Holle geht herum.

Sieht sie zerzaust wo einen Kopf,
Macht draus sie einen Weichselzopf.
Ob kurz die Flechten oder lang,
Es macht nichts aus bei ihrem Fang.

Drum seht euch vor und laßt euch Weile
Daß sie euch nicht ertappt, in Eile:
Das alte Jahr ist um,
Frau Holle geht herum.

Martin Greif

Wenn wir nur glauben!

Das ist das Wunder deutscher Heimlichkeit, daß sie den Willen aus dem GrunL'e schöpft. Da wächst er auf, ist stark und unerschütterlich, weil seine Wurzeln in die Tiefen greifen.

Mein Kamerad steht heute Nacht auf Posten - in Eis und Schnee am Feind. Die Hand am Abzugbügel -steht und sinnt und schweigt. Und die Gefährten aus den alten Jahren, die nun im Westen und im Osten liegen - sie kommen, zuerst einzeln, zögernd, schleppend nur, dann schon geschlossenen Zugs - der Kompaniechef, der - weißt du's noch doch damals fiel, als du verwundet wurdest - da humpelt auch der Leutnant, der so oft beim Vormarsch 1941 dir das MG. abnahm - und eines Tages dann - und ja, da sind die andern! Da sind sie alle, die die Hand dir geben und mit dir in die Flammen blicken.

In welche Flammen denn? Die Hand am Abzugbügel - doch, da ist der Baum - das alte Bild - die Kerzen brennen sacht und warm - die Mutter, ja, die Frau, und Kinderlachen! - Alle Toten blicken in die leisen Flammen. - Damals, im Westen 1939, als wir die erste Weihnacht feierten, fort von daheim, die erste Weihnacht draußen - wir glaubten, solche Weihnacht, fern von allen Lieben, das wär' gar keine! Nein, das gäb' es nicht! Und dann, dann war der Abend da - wir saßen still zusammen, die ganze Kompanie. Der Oberleutnant sprach. Wir rauchten, tranken, das Schönste aber war, so still zu sitzen, ganz eng beisammen, Seit' an Seite - Kameraden in der deutschen Weihnacht!

Und jeder hatte neben sich noch Vater, Mutter, Frau und Kind...

Die Toten blicken in die leisen Flammen. Der Posten steht und sinnt. Die Hand am Abzugbügel.

Die nächste Weihnacht - in den Niederlanden. Und dieser, jener fehlte, der an der Lys und vor Ardoye gefallen war. - Fehlte er? Nein, mitten unter ihnen saßen sie. Und wieder rückten sie ganz eng, zusammen. Auch die vielen Neuen, die aus der Heimat als Ersatz gekommen. In ihren jungen Augen stand es blank und groß: die Weihnacht einer Kompanie. Die Alten -aber nickten, sannern, rauchten.

Die Toten blicken auf. Unruhig heben sie das Haupt und lauschen. Und aus der Nacht dröhnt es noch einmal her - Vormarsch, Verfolgung d-urch Rußlands glühende Weiten. Kreuz nun an Kreuz. Das da war ich - und dort traf's mich - so sprechen sie und weisen sich den Weg, den sie marschiert, marschiert, marschiert, gekämpft, geblutet, wiederum marschiert. Der Posten steht und sinnt. Die Hand im Abzugbügel. Wie viele fehlten dann - Weihnachten 1941 - als sie in ihrem Erdloch hockten und in das Licht der kleinen Lampe blickten. Und dann - sie waren doch dabei! Die Kompanie war wieder angetreten! Der Oberleutnant sprach - von fern, sehr fern kam seine Stimme - trotz allem war sie fest und klar wie immer, als sie noch jeden Morgen sprach: »Los, Jungs, wir schaffen's! Wäre ja gelacht!«

Dann kam die Weihnacht 1942. Die Kompanie trat an zur stummen Feier. Und wortlos nickte sie der jungen Mannschaft zu, die blanken Augen sie erwartete und stolz sich reckte. Schlag da nicht doppelt, dreifach jedes Herz?

Die Toten blicken wieder in die Flammen. Auch dieses Jahr verging. Und wieder eines. Die Flamme brennt und brennt. Doch immer neue Äste wirfst du in die Glut - sie knistern, krÜmmen sich - der Sturm verweht die Asche - die Flamme aber brennt! Es bleibt das Licht. Das Leben. Der Posten horcht hinaus. Die Hand am Abzugbügel. Weihnacht ist es wieder. Auch heute ist es Weihnacht. Die Heil'ge Nacht der *ganzen* Kompanie. Die Heil'ge Nacht von Frau und Kind daheim.

Der Wind singt seine Trauermelodie: verloren und verlassen - der Schnee, das Eis, die Kälte stöhnen schwer. Nur fester packt der Posten das Gewehr. Um ihn herum die Kameraden - sie schwatzen nicht und rauchen nicht und trinken auch nicht mehr - doch - *sie sind da!*

Es hat sie stumm herbeigerufen. Von Ardoye und von der Lys - die meisten aber hatten keinen weiten Weg, sie waren, näher, ferner, schnell herangekommen, die Hände sich zu schütteln und mit einem kurzen Blick zum Posten, der die Wache hielt, sich in den Kreis zu setzen. - Der Posten steht und sinnt und schweigt. Die Hand am Abzugbügel.

Ein Schuß! Alarm! Leuchtkugeln greifen jählings in die Nacht. Hart hämmert ein MG. - Ein Wogen, Brechen, Splintern, der Wald ächzt auf im Hagel der Granaten. - Klar ist der Blick, und ruhig schlägt das Herz. Der Posten starrt hinaus - die Hand schließt fest die Kammer des Gewehrs.

Da geht die Weihnacht singend übers Land. Von Ost nach West, von Nord nach Süd. Mit weitem Flügelschlag weht sie, ein Silberkranz von tausend Sternen, von Berg zu Berg, von Wald zu Wald, und zündet in den Herzen das Licht des Glaubens an. Ob draußen dann im Süden in den Gräben, ob in den Booten auf dem weiten Meer, ob vor Ruinen der zerschlagenen Städte - die Heimat singt ihr altes Weihnachtslied hell in die hohe Nacht der klaren Sterne. Die Heimat lebt im Ackergrund des Glaubens, gleich einem Saatkorn, das sich keimend regt und wächst und wächst. Da mag der Sturm auch voller Zorn den Boden peitschen, der Acker wahrt in seinem Schoß die Frucht. Es kommt die Stunde, da weckt der Tag das junge Leben auf. Einst kommt der Tag. Horcht nur in euch hinein. Begreift, was doch das Lied der tiefsten Nacht euch sagt: es ist kein Licht, das ihr nicht in euch tragt, kein Vaterland, wenn nicht in eurem Herzen.

Das Licht, das bleibt durch alle schweren Nächte, solange noch das deutsche Herz es still in sich bewahrt. Das Vaterland, das ist uns unverloren, weil wir sein Ewiges im Blute tragen. Dort ruht es sicher, unerschütterlich. Und wächst uns zu mit jedem neuen Opfer. Sein Bild wird reiner, klarer, herrlicher, je mehr das Außen fällt und wir nach Innen sehen. Nur aus dem Opfer wächst die Kraft des Lebens. Und ist unwandelbar, wenn wir nur glauben.

Wolfgang Jünemann

Winterabend auf den Bergen

Gewaltig ragen die erstarrten Berge
gleich bellen Riesen in das tiefe Schweigen.
Die Büsche kauern wie verstimmt Zwerge
ans alten Märchen mit verschneiten Zweigen.

Im letzten Rausche lichtdurchwebter Lüfte
entflammen jäh die eisbewehrten Zinnen
und lassen glühend die zerfurchten Klüfte
im Widerschein zu dunklem Blut gerinnen.

Nun sind die Täler in der blauen Ferne
vom fahlen Glanz der Winternacht umfassen
und durch das Reich der goldverbräunten Sterne
kommt groß der silberweiße Mond gegangen.

Rudolf Rott

Wenn aus einem Volke eine bestimmte Summe höchster Energie und Tatkraft auf ein Ziel vereint erscheint und mithin der Trägheit der breiten Massen endgültig entzogen ist, sind diese wenigen Prozente zu Herren der gesamten Zahl emporgeistigen. Weltgeschichte wird durch Minoritäten gemacht dann, wenn sich in dieser Minorität der Zahl die Majorität des Willens und der Entschlußkraft verkörpert. Was deshalb heute vielen als erschwerend gelten mag, ist in Wirklichkeit die Voraussetzung für unseren Sieg. Gerade in der Größe und den Schwierigkeiten unserer Aufgabe liegt die Wahrscheinlichkeit, daß sich zu ihrem Kampfe nur die besten Kämpfer finden werden. In dieser Auslese aber liegt die Bürgschaft für den Erfolg.

*

"Allmächtiger Gott, legne dereinst unsere Waffen, sei so gerecht, wie du es immer warst jetzt, ob wir die Freiheit nun verdienen; Herr, legne unseren Kampf!"

ADOLF HITLER

Führer

Der Schmerz, den schweigsam dieses Volk erträgt,

ist auch sein Schmerz.
Die Kugel, die ein tapferes Herz zerschlägt,
trifft auch sein Herz.

Vom Leid, das hohe Stirnen herb versteint,
er weiß davon.
Der Sohn, den eine Mutter still beweint,
ist auch sein Sohn.

Ihr Totenmal - ihr feurig Lebensmal
türmt er zugleich
hoch über Grab und Gram und Tod und Qual:
Das Reich.

Gerhard Schumann

- Wir wollen sein ein einzig Volk von Brüdern,
In keiner Not uns trennen und Gefahr.

- Wir wollen frei sein, wie die Väter waren,
Eher den Tod, als in der Knechtschaft leben.

-Wir wollen bauen auf den höchsten Gott
Und uns nicht fürchten vor der Macht der Menschen.

Friedrich von Shiller

Zur Pflichterfüllung gehört das Bewußtsein, die persönliche Verantwortung für die Freiheit und die Ewigkeit der Nation zu tragen und für alle Handlungen Rechenschaft geben zu müssen und auch zu wollen.

*

Eine gesunde Jugend wird sich immer begeistert zu der Haltung, die die Ehre, die Selbstachtung und das Bewußtsein des eigenen Wertes in das Herz legen, bekennen. Sie wird auch erkennen, daß es edler ist, in Opfer und Härte ein Leben der Ehre zu führen, als ein noch so sattes Sklavendasein zu leben.

*

Schöpferische Einsamkeit und gesteigertes Selbstbewußtsein gehören aufs engste zusammen: ein Einsamer, der nicht selbstbewußt ist, müßte an seiner Einsamkeit zerbrechen! Das Selbstbewußtsein des schöpferisch Einsamen erfüllt ihn dagegen mit Stolz und verleiht ihm jene harte Sicherheit, die auf bürgerliche Menschen beklemmend wirkt.

Kurt Eggers

Gott

Alle tastenden Bilder
schwinden.
Alle suchenden Blicke
erblinden.

Alle sagenden Worte
versagen.
Ruf ohne Antwort -
lern's tragen.

Alles Loben ist Lästern.

Doch ehrfürchtig streben,
sich dem leuchtenden Leben
tapfer hingeben,
wirkend vertrauen
und liebend schauen:

Tief an allen Wurzeln
der Strom.
Hoch über allen Domen
der Dom.

Gerhard Schumann

Die großen Wahrheiten aller Zeiten sind von je dem Glauben verschwistert gewesen.

Hanns Johst

Land im Schnee

Nun bin ich aus dem Dorfe heraus, wo die Spatzen vor Freude lärmten und die Hähne vor Lust krächten, weil alles so weiß und so blank ist und so klar und so rein, und weil die Sonne so hell ist und so frühlingswarm. Die Krähen stechen vor Freude über den weißen Feldern, und im verschneiten Schlehbusch zanken sich mutwillig die Goldammern, daß es stiebt und stäubt.

Ach, ich möchte, ich wünschte, ich wollte! ja, was möchte ich, was wünsche ich, was will ich? Lachen, tanzen, springen möchte ich, und mag es doch nicht in dieser hellen, weißen, klaren Stille. Die Augen dürfen lachen, das Blut soll springen, das Herz soll tanzen vor Freude über diesen schönen blanken Tag, über diesen weißen, reinen Morgen, über den weichen, warmen Schnee. Der Mund aber soll schweigen in dieser geheimnisvollen unbekannten Welt. Gestern kannte ich mich aus auf Schritt und Tritt; heute bin ich hier fremd, Der Bach an der Straße ist verschwunden und murmelt aus seinem Versteck heraus gedämpft und dumpf. Das gelbe Felswerk der Böschungen ist verhüllt und von dem Wildrosenstrauch über ihm sind nur die roten Hagebutten zu sehen; sie brennen wie Kohlen aus dem Schneehange heraus. Und vor ihnen, blitzend und funkelnd in märchenhaften Farben, hockt der Eisvogel auf einer Brombeerranke; mit schrillum Geschrei stiebt er ab. Es ist mir, als hätte ich von ihm nur geträumt.

So seltsam neu ist mir alles, so fremd und unvertraut. Die Fichten an der Brücke sah ich noch nie, niemals zuvor gewährte ich das flachsblonde Gras darunter. Der Stein am Wegebug, alt und grau, ein Kreuz weisend und eine Axt daneben, kündet mir heute erst von Bluttat und Blutbann, und der weiße Bussard, der von ihm fortstrich, den sah ich die drei grauen Tage kein einziges Mal, und auch nicht das weiße Wiesel, das in den verschneiten Steinhüttchen schlüpft.

Was war gestern die Krähe im Felde? Ein verschwindendes Fleckchen heute ist sie groß und schwarz und blank. Der Rasenfleck unter der Quellschlucht verschwomm gestern mit den Schlehbüschen, heute leuchtet er wie ein riesiger Smaragd. Der Rand des Buchenwaldes ist blankes Kupfer, die Stämme dahinter sind eitel Silber, und die Fichtemwipfel strahlen in der Sonne wie reines Gold. An den Spitzen der Zweige funkeln Diamanten, Rubinen trägt der Schneeballstrauch, Amethyste schimmern am Schlehenbusche.

Im Walde ist es still und feierlich. Jeder Stamm wirft einen scharfen Schatten in der weißen Waldboden ist mit einem blauen Gitter überspannt. Die Buchenjugenden verschwinden unter der, weißen Decke, des Fichtenmantels Zweige hängen schwer herab. Keine Spur narbt des Hohlweges weiße Decke, keine Fährte mustert seine farblose Schlichtheit. Drohendstarren graue Felsnasen herab, stummer noch und feierlicher als sonst. In dieser großen Stille, in dieser strengen Farblosigkeit ist jede Farbe, jeder Laut viel stärker, viel voller als je. Des Goldfinken Locken ist wie ein Ruf, seine rote Brust wie ein Morgenrot; das Eichhörnchen am Boden wirkt groß, wie ein fabelhaftes Geschöpf, und min, da es rasselnd und schnalzend den Stamm hinauffährt, erfüllt es den ganzen Wald mit Leben, und einer verirrt Meise Pfeifen klingt wie ein Peitschenschlag.

Ganz leise, sehr behutsam, als ginge ich auf Dürrlaub und Geknäck, setze ich jeden Tritt und bin doch im weichen, schalldämpfenden Schnee. Und weit aufatmend, als ich am Waldrande hin und in das tiefe Bachtal hineinsehe, wo allerlei Farben sind, merke ich, daß ich den ganzen Weg im Walde Luft sparte, um leise zu sein, weil alles um mich so still war.

Hier draußen aber irete ich fester auf und atme ich tiefer. Wagenspuren zerschneiden den Schnee, Rotlaub leuchtet darunzer hervor und Grünmoos; ein Peitschenschlag gellt, ein Hund bellt laut, derbe Stimmen erschallen, Räder knarren und poltern über Steingeröll.

Hermann Löns

Die rauschende Zweige

Es muß viel Einsamkeit sein um die Bahnstrecke zwischen Keetmanshoop und Grootfontein; zwar bin ich selber nicht dort gewesen, aber ein Pflanzer, ein Deutscher aus Pommern, der heute im Südwesten Afrikas noch immer daheim ist, schrieb davon in einem Brief. Arm sei er geworden, die Pflanzung wäre vernichtet, nun tue er Dienst auf der Strecke und wolle nicht unzufrieden erscheinen mit seinem Schicksal, immerhin wäre er Soldat gewesen im großen Kriege. »Ich bettele nicht«, schrieb er, »ich bitte nur, denn meine Kinder, deren Mutter tot ist, möchten einen Tannenbaum kennenlernen ... Schicken Sie nur einen Ast, einen Zweig, es soll genügen!«

Wer konnte bescheidener, gar inbrünstiger bitten? Ich ahnte mehr, als der Brief offenbarte. Und die Fichtenzweige, die, behutsam in Papier und feuchte Tücher gebettet, nach Wochen den fernen, mir unbekannten Freund erreichten, taten wunderliche Wirkung. Zwar waren die Nadeln abgefallen, wie ich später, wiederum auf brieflichem Wege, erfuhr, doch hatte der Mann das Geschenk aus deutschem Walde auf die Ofenplatte gelegt, wo die Nadeln und Zweige brien und brannten, Raum und Nachbarschaft mit dem Duft eines geheimnisvollen Rauches füllend.

Was wissen wir Geborgenen der Heimat von der Sehnsucht derer, die in der Ferne von unausweichbarem Verlangen gepeinigt werden! Am Wunder der drei Zweige, die ich geschickt hatte, erhoben sich mehr als zwanzig Menschen, deutsche Brüder samt und sonders, fortgespült und verschlagen von einem Schicksal, dessen Hintergründe uns fremd bleiben. Der unbekannte Freund dankte so, wie ich es preisgebe: »Wir löschten das Licht und zündeten in der Dezembernacht eine Kerze an; da kam der greise Nachbar aus Schwaben und schlug die Hände voi's .Gesicht, daß wir sein Weinen nicht sehen sollten: Heimat! rief er immer wieder, holte sein Pferd und trabte weit in den Bezirk der Siedlung, bis in der Morgenfrühe alle versammelt waren um den Rauch, alle die vielen, die meinen J3rief nun unterschrieben haben. Sie wissen nicht, was es heißt, unter fremden Sternen so angerührt zu werden ... bester Herr, eine Handvoll Tannennadeln haben wir aufgehoben für's kommende Jahr ... der greise Schwabe hat sich heute schon angesagt ... Die Nachbarn aus Wathok und Oranje-Byk wollen noch andere Freunde mitbringen, wir müssen den Kreis um zwei Dutzend Meilen weiterziehen ... schön ist der Rauch, milde und liebevoll ... wir danken, danken, danken!«

So also war die Weihnacht der Einsamen im Südwesten der alten afrikanischen Kolonie gewesen.

Hans Grimm

Der Sternenbaum steht ganz in Blüte,
Es senkt der Zweige milde Last
Bis auf die dunkle Erde fast
Geweihten Duft von Himmelsgüte.
Ein Atmen raunt im Wipfelgrunde,
Zu dem mein Odem sich gesellt.
Ich atme tief, daß ich gesunde
An diesem Frühling in der Welt.

Hanns Johst

Der Dank der Heimat

Ihr lieben Soldaten, heute der Heimat so schmerzlich ferne,
wenn in der Heiligen Nacht noch kälter als sonst die Sterne
am Himmel funkeln, wenn Euch das fremde, das feindliche Land
noch härter bedrängt. Und am Maschinengewehr die lauernde Hand
ist so leer und so arm und hätte doch heute so gerne

seines Kindes blutwarme Finger gespürt oder das Haar der geliebten Frau
 oder die Apfel gestreichelt rotbackig und rund am Tannenbaum.
 Doch der Panzer von Eis und Haß ist so hart, und grausam und grau
 ist die Nacht. Zwischen Herz und Heimat lastet der trennende Raum...
 Ihr lieben Soldaten spürt nur mit heißem Herzen hinaus in die Ferne.
 Über der Heimat leuchten die gleichen, die ewigen Sterne,
 die dort hart Euch bedrängen, auch dort stirbt das Jahr in der Winternacht,
 doch in Häusern und Herzen der Heimat sind heute die Lichter entfacht;
 nicht strahlend und hell wie im Frieden sind Markt und Gasse und Land,
 doch Haus bei Haus sind am Tannenbaum die Weihnachtskerzen entbrannt,
 und in den Zweigen hängen wie einst Äpfel und Nüsse und Kugeln bunt,
 Hört Ihr es silberhell klingen und singen aus Kindermund,
 hört Ihr das Lied der Mädchen, dem Lenz und dem Leben noch offen,
 der Väter und Mütter, die auf die Heimkehr der Söhne warten und hoffen,
 hört Ihr die Wiegenlieder der Frauen, die liebevoll ihre Kindlein versehen,
 hört Ihr das heimliche Singen der hoffenden Mütter, die schweren Füße gehen,
 von allen Türmen, hört Ihr es dröhnen mit tausendfältigem Klang.
 Die Glocken der Heimat läuten den altehrwürdigen Weihnachtsgesang!
 Und tragen auch viele Städte brandige Wunden im Angesicht,
 die der Feind ihnen schlug, die Heimaterde zerschlägt er uns nicht:
 Die Äcker, die Wiesen, die Wälder, das Reh und das Roß und das Rind
 und die Saaten, die sorgsam im Schoße der Heimat gebettet sind.
 Sie alle grüßen Euch heute, Ihr in der Ferne, hört Ihr es nicht,
 wie in tausend und abertausend Stimmen die Heimat singt und spricht:
 »Ihr seid bei uns und wir sind bei Euch in der Heiligen Nacht,
 durch unsere Liebe und Eure Treue wird sie erst heilig gemacht.
 Mit tapferem Mut habt Ihr die Heimat beschützt vor dem würgenden Krieg;
 wir haben Euch lieb, wir glauben an Euch und das ist der Sieg!«

Thilo Scheller

Bergwinter

Die Welt war verharscht in einer harten Eiskruste. Ein grausamer, frühzeitiger Winter regierte und wütete gegen alle lebendige Kreatur. Tagelang hatte es geschneit und geweht bei einer schneidenden Kälte. Der Schnee fror zusammen zu einer festen, glasigen Decke, so daß das Wild nicht hinabkommen konnte zum Erdboden. Zarte Rehbeine scheuerten sich blutig am scharfen Harsch, die Not war groß. Es fiel das Getier des Waldes in Menge. Die Rehe, ja die Hirsche kamen bis an die Häuser heran und nagten an dem Moos, mit dem die Ritzen der Holzstadeln verstopft waren, und an dem Stroh, das der Wind von den Dächern zauste. In Scharen zogen fremde Vögel aus dem Norden südwärts und suchten Schutz in den Bergwäldern. Die Gimpel und Bergfinken, die Meisen und Kernbeißer hingen als farbige Edelsteine in den Rispen der weißen Korallenbäume und klagten vor Hunger. Bitteres Sterben war überall. In dem gequälten Getier erwachte das uralte Gefühl ehemaliger Brüderlichkeit zwischen allem Lebendigen, und aus der Verzweigung sprang das jahrtausendlang verschwundene Vertrauen zu dem aufrecht gehenden Bruder auf. Die Tiere suchten Schutz beim Menschen. Aber der sah zumeist nur den gefundenen Braten für seinen Wanst und übersah gänzlich die schöne, sahnigen braunen Augen, die um ein Erbarmen flehten. In dunklen Schuppen und Stallwinkeln, in die es flüchtete, starb viel edles Waldgeflügel unter dem Schlachtmesser der Bauern. Auch totgeknüppelt wurde viel und an Leimruten gefangen. In den meisten Kutschen gab es alle Rand Wild auf dem Tisch und Vögel in der Suppe.

Das Berghaus lag umhegt von einer schneeweißen Mauer. Die einsame Frau arbeitete an den langen Abenden bis spät in die Nacht hinein. Die große, weiße Schönheit dieser winterlichen Welt, die sie sonst so sehr liebte mit den Augen, bot ihr keine reine Freude mehr. Sie mußte der armen, dünnen Vogelfüßchen gedenken, die nackend über das Gefrier hüpfen, und des Getiers, das in den schauerlichen Sturmnächten im Freien litt. Seit sie Rehspuren gefunden hatte bis zum Haus hin, tat sie des Abends allemal das Stadttor auf. Sie hing vor jedes der vier Stubenfenster eine Schwarte Speck und stellte vor die Haustür ein tiefes Futterhäuschen, das ihr Hannes gezimmert hatte, mit fettüberlachten Fichtenzapfen an jedem Dacheck. Der Liebesreichtum ihres Herzens strömte mütterlich hin zu jenen, die sich ihr auf Hufen, Pfoten und Krallenfüßen nahten, und stillte viele Not. Wie reich dankten ihr die Geschöpfe diese Liebe! War es nicht überaus beglückend für ein Schönheit sehendes Auge und für ein naturnahes Gemüt, wenn nach einigen Tagen vorsichtigen Anfreundens ein Rehpaar ruhig weiterzupfte drinnen im Heustadel, auch wenn man hineinschaute durch die Tür? Wenn nach einer Spanne Zeit das scheue Wild einem das Heu aus den Händen nahm; wenn die Eichkatzen herab vom Baum wunderbar zielsicher gerade auf den Arm sprangen, der das Körbchen mit den Nüssen und

Maiskörnern hielt, und die Finken, die Meisen und Spechte sich voll lieblichem Zutrauen ruhig greifen ließen. Und es war wie ein freundliches Grüßen Gottes, daß gerade ein Rotkröpfchen, Marias Lieblingsvogel, es war, das ihr die Fettstückchen vom hingehaltenen Finger holte. Daß gerade dieses scheue Tierchen seit damals, als es Maria bei dem Schneesturm hineingetrieben hatte in die Wärme des Stalles, alle Tage gegen Abend, wenn die Sonne blutrot wie in sich erstarrt und ohne Wärme unterging, wartete, bis man ihm die Stalltür aufmachte. Saphirblau und brerinrot gesprenkelt, grün und braun flatterte es den ganzen Tag vor den Fenstern des Hauses. Die weißen Bäume davor blühten buntgetupft von Vögeln.

Maria Grengg